Heft 8 August 1993 8,– DM

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Mord in Bad Kleinen: Ein Staat sieht rot
- Deutsche an der Front: Der Countdown läuft
- Bundes-Wehrmacht: Moltkes Rückkehr
- Inflation des Rassismus: Die Türcke-Kontroverse
- Zünftig: Scharang über Volksmusik

in konkret August 1993

von Konkret

an konkret

Null ouvert im Pullover von Hermann L. Gremliza

Ein Staat sieht rot»Die wollen einen anderen Staat« von Oliver Tolmein

Ein Einzeltäter kommt selten allein, und so hat sich in Bad Kleinen eine ganze Gruppe daran gemacht, die Szene der »Durchgeknallten«, »Überforderten« und »Ausgerasteten« in Deutschland zu beleben, und – darum geht es schließlich mittlerweile bei den meisten Morden hierzulande – für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Das Ergebnis dieses »wichtigen Erfolges im Kampf gegen den Terrorismus« (Ex-Bundesinnenminister Seiters) kann die Verfechter der »wehrhaften Demokratie« halbwegs zufriedenstellen: ein toter »Terrorist« und allerorten der Ruf nach dem starken Staat, der, was Wunder, auch prompt erhört wird. Oliver Tolmein über den Mord an Wolfgang Grams und seine Folgen; Rolf Gössner über die Staatsterroristen der GSG 9

Ein Staat sieht rot»Den Gegner vernichten« von Rolf Gössner

Ein Einzeltäter kommt selten allein, und so hat sich in Bad Kleinen eine ganze Gruppe daran gemacht, die Szene der »Durchgeknallten«, »Überforderten« und »Ausgerasteten« in Deutschland zu beleben, und – darum geht es schließlich mittlerweile bei den meisten Morden hierzulande – für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Das Ergebnis dieses »wichtigen Erfolges im Kampf gegen den Terrorismus« (Ex-Bundesinnenminister Seiters) kann die Verfechter der »wehrhaften Demokratie« halbwegs zufriedenstellen: ein toter »Terrorist« und allerorten der Ruf nach dem starken Staat, der, was Wunder, auch prompt erhört wird. Oliver Tolmein über den Mord an Wolfgang Grams und seine Folgen; Rolf Gössner über die Staatsterroristen der GSG 9

Seit dem 14.5. wird zurückgeschossen von Jürgen Elsässer

Der Einsatz deutscher Soldaten in Somalia ist nur ein Zwischenschritt des wiedervereinigten Deutschland auf dem Weg zu einer eigenständigen, weltweit operierenden Militärmacht

Moltkes Rückkehr von Matthias Küntzel

Klaus Naumann, der Chef des neuen deutschen Generalstabs, ist ein moderner Militärführer, dem daran liegt, daß seine Rekruten nicht nur in blindem Gehorsam, sondern »im Rahmen ihrer staatsbürgerlichen Verantwortung« fürs Vaterland sterben. Im übrigen möchte er »der Bundeswehr eine Siegermentalität« verpassen

»Im Lager der Ordnung« von Otto Köhler

Wie die »ordnungsstiftende Macht« Deutschland in Jugoslawien zwischen 1941 und 1945 zu Werke ging, zeigt ein Buch, das wider Erwarten doch noch erscheinen konnte

»Jeder ist uns der Nächste«XVIII von Archiv für Sozialpolitik

Achtzehnter Teil einer unvollständigen Chronik der Gewalttaten gegen Ausländer im wiedervereinigten Deutschland

Der Kongreß

Ein eigentümlicher Kontrast herrschte zwischen dem Interesse des Publikums und dem Desinteresse der staatstragenden Medien am KONKRET-Kongreß, der vom 11.-13. Juni in Hamburg stattfand. Dafür legten sich einige Zentralorgane umso mehr ins Zeug

Die Höhe der Zeit von Elmar Altvater

Industrialisierung ohne Kapitalismus? – Einige Bemerkungen zu kapitalistischen Entwicklungsgrenzen, Entropie und ökologischer Ökonomie, angeregt durch den Artikel »Let's get physical?« von Ralf Blendowske (KONKRET 4/93)

Die Inflation des Rassismus von Christoph Türcke

Gibt es ein biologisches Substrat, das es gestattet, Menschenrassen in nichtdiskriminierender Absicht zu unterscheiden? Welche Beziehung besteht zwischen der Entwicklung des Weltmarkts und dem globalen Siegeszug des Rassismus? Worin unterscheidet sich der Ausländerhaß in Deutschland von der Fremdenfeindlichkeit in anderen Ländern? Was taugt der Antirassismus? Das sind einige der Fragen, mit denen der Hochschullehrer Christoph Türcke sich in einem Beitrag beschäftigt, den er auf dem KONKRET-Kongreß am 12. Juni in Hamburg vortrug. Dieser Vortrag hat noch während des Kongresses heftige Auseinandersetzungen ausgelöst. Türcke wurde als »Rassist« beschimpft und der Abbruch des Referats gefordert. KONKRET dokumentiert seinen Beitrag im Wortlaut, um eine Versachlichung der andauernden Debatte zu ermöglichen. Für den Abdruck hat Türcke seinem Text eine Vorbemerkung und einige Ergänzungen hinzugefügt. Sie sind als solche gekennzeichnet. Ebenso dokumentieren wir die Redebeiträge, in denen Ingrid Strobl und Bettina Hoeltje während des Kongreß-Abschlußplenums ihre Kritik an Türcke zusammengefaßt haben. Ein Kommentar von Hermann L. Gremliza beschließt den Einstieg in die Türcke-Kontroverse. Sie soll in den nächsten Heften fortgesetzt werden

»Scheißdreck« von Bettina Hoeltje

»Das ist Eugenik« von Ingrid Strobl

Nachschlag von Hermann L. Gremliza

Anmerkungen zu Christoph Türckes Vortrag »Die Inflation des Rassismus« und den Folgen

Zünftige Scheiße von Michael Scharang

Das Unheil, das die Kulturindustrie bei der Kommerzialisierung der Volksmusik anrichtet, erweist sich als Segen. – Beitrag zu einer Podiumsdiskussion über Volksmusik im Herbst 1992 in Salzburg. Überarbeitet im Mai 1993 in New York

Mit Gott und den Faschisten IX von Karlheinz Deschner

AmeriKKKa's Finest von Gunter Blank

In den Kriminalromanen von James Ellroy wird Los Angeles zur Metapher für das Amerika der fünfziger Jahre

Voilà: eine Verschwörungstheorie von Kerstin Grether

In KONKRET 6/93 hat Katharina Rutschky die Studie der amerikanischen Autorin Susan Faludi über den antifeministischen Rollback in den USA (Die Männer schlagen zurück, Rowohlt 1993) einer grundsätzlichen Kritik unterzogen. Kerstin Grether widerspricht: Rutschky selbst folge der Backlashlogik, die Faludi sichtbar gemacht habe

ex libris von Klaus Bittermann

Chaika Grossmann: Die Untergrundarmee – Der jüdische Widerstand in Bialystok – Ein autobiographischer Bericht. Aus dem Amerikanischen und mit einem Vorwort von Ingrid Strobl. Fischer 1993, 554 Seiten, 19,80 Mark

ex libris von Günther Jacob

Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen. Junius 1993, 592 Seiten, 58 Mark

ex libris von Jost Müller

Stefan Breuer: Anatomie der Konservativen Revolution Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1993, 232 Seiten, 39,80 Mark

ex libris von Karl Anton & Vororth

Dorothea Dieckmann: Unter Müttern. Eine Schmähschrift. Rowohlt Berlin 1993, 150 Seiten, 24 Mark

ex libris von Georg Bollenbeck

Heinz Thoma: Rasante Zeiten. Tagebuch der einen Welt. Argument 1993,80 Seiten, 18 Mark

ex libris von Jens Hoffmann

David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie. Gekürzte Fassung, Kiepenheuer & Witsch 1993, 421 Seiten, 48,80 Mark

»Ein tiefbrauner Herr« von Otto Köhler

Wie ein alter Nazi mit Hilfe deutscher Gerichte die NS-Geschichtsschreibung zu behindern versucht

Die Schwäche der Isolation von Georg Seeßlen

Eine Regisseurin und vier Regisseure haben einen Episodenfilm zur Lage der Nation gedreht (»Neues Deutschland«). Herausgekommen ist ein moralischer Appell, der sich nicht traut, politisch zu sein

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 08/93, S. 4

von Konkret

Eine auffällige Diskrepanz herrschte zwischen dem Interesse des Publikums am KONKRET-Kongreß (Hamburg 11.-13.6.) und der Resonanz in den Medien auf die Veranstaltung, die immerhin knapp 1500 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den verschiedensten Kreisen der radikalen Linken besuchten. Einige der Reaktionen, die es dennoch gab, haben wir auf den Seiten 30 und 31 zusammengestellt. Die Fotos haben Heinrich Pawek (S. 30) und Stefanie Göbel (S. 31) aufgenommen. Um einem bequemen Mißverständnis vorzubeugen, das durch eine Unterlassung des folgenden Hinweises begünstigt werden könnte, sei festgestellt: Die Auswahl der Fotos erfolgte nach ästhetischen Kriterien.

Wir setzen den Abdruck von Kongreßreferaten in diesem Heft mit dem Beitrag von Christoph Türcke fort (ab Seite 35). Sein Vortrag »Die Inflation des Rassismus« hatte auf dem Kongreß zu heftigen Auseinandersetzungen geführt; Türcke wurde als »Rassist« beschimpft und der Abbruch des Referats gefordert. Um eine Versachlichung der andauernden Debatte zu ermöglichen, geben wir den Text in der vorgetragenen Fassung wieder, ergänzt um eine Vorbemerkung des Autors und einige weitere Anmerkungen, die als solche gekennzeichnet sind. Ebenso dokumentieren wir die Redebeiträge, in denen Ingrid Strobl und Bettina Hoeltje auf der Abschlußveranstaltung des Kongresses ihre Kritik an Türcke zusammengefaßt haben. Ein Kommentar von Hermann L. Gremliza beschließt den Einstieg in die Türcke-Kontroverse, die in den nächsten Heften fortgesetzt wird.

Da die Dokumentation der Türcke-Kontroverse neun Heftseiten in Anspruch nimmt, muß die Fortsetzung der EG-Serie von Karl Rössel um ein Heft verschoben werden.

Nachrichten aus der linken Provinz I: In einem trotzkistischen Zirkular namens »Avanti« sind Ergebnisse einer KONKRET-Lektüre nachzulesen. Ein »Mischmasch aus Stalinismus und realer Rechtswende« sei »die Ideologie der KONKRET-Redaktion« – im übrigen ein Haufen »stalinoider Altlinker« – , ein »Umweg nach Rechts« eben, wie der Titel des Artikels lautet. »Deutlich wurde dies an der ›Nie wieder Deutschland‹-Kampagne«, hinter welcher wiederum »eine falsche Einschätzung des Herbst 1989« gestanden habe.

Dessen richtige Bewertung liefert »Avanti« gottlob gleich mit: »Die antibürokratische Bewegung in der DDR begann als demokratische Bewegung für einen reformierten Sozialismus. Da die Bewegung nicht weit genug ging und aufgrund der schnellen Entwicklung nach schnell greifbaren Zielen gesucht wurde, setzte sich die Wiedervereinigungsperspektive – also die reaktionäre – mangels Alternative durch.«

Das revolutionäre Subjekt ist also ein Zapper. Es prüft, was geboten wird (»reformierter Sozialismus« oder »Wiedervereinigung«), sucht nach dem schnellstmöglich durchführbaren Programm, und wenn die antibürokratische Show ihm dann nicht weit genug geht, schaltet es eben – mangels Alternative – von »Sozialismus« auf »Reaktion«. Selbst wenn nur das stimmte: Für wessen Einschätzung spräche es?

Nachrichten aus der linken Provinz II: Auch in der VSP, der Mutterpartei der Gruppe »Avanti«, wird KONKRET gelesen, und auch hier kommt man (nämlich Christoph Jünke in der »SoZ« Nr. 11) zu interessanten Ergebnissen. Nicht genug damit, daß »die Tatsache, daß Reemtsmas Artikel ›... the bad and the ugly‹ in der KONKRET EXTRA-Flugschrift... nachgedruckt wurde«, ihm »den Charakter eines Manifestes der Kongreß-Organisatoren« gebe; besonders perfide sei dies, weil »gerade (!) Reemtsma zur Tradition der Moskau-kritischen unabhängigen Linken« gehöre und somit der »neuen zynischen Intelligenz«, »diesen Denunzianten«, »einen unschätzbaren Dienst erwiesen« habe: »Mit der Aura der anti-stalinistischen Tradition hat er ihre Politik – geifern nach links unten und buckeln nach rechts oben – theoretisiert.«

Einer Äußerung ihres Wortführers Winfried Wolf auf dem KONKRET-Kongreß muß man entnehmen, daß die VSP sich nicht als trotzkistisch versteht. Dürfen wir einen Vorschlag zur Bezeichnung des denunziatorischen Gebrabbels des Herrn Jünke bei seinen »Avanti«-Ex-Genossen entlehnen? Wie wär’s etwa mit: trotzkoid? Oder lieber: trotzkophil?

Vielleicht bleiben wir doch besser beim Altmodischen: schweinisch.

Zwei Reisen zu kommunistischen Pressefesten wurden unter den 202 zwischen dem 11. Juni und dem 10. Juli eingegangenen Abonnementbestellungen verlost. Das Ergebnis: Heinz Tellbach aus 98527 Suhl fährt vom 9. bis 14. September zur »Féte de l’Humanitè« nach Paris; Tina Kaisler aus 34277 Fuldabrück vom 2. bis 9. September zum »Avante«-Pressefest der portugiesischen Kommunisten nach Lissabon. Herzlichen Glückwunsch!

Konkret 08/93, S. 6

an konkret

Gremliza for President

KONKRET 7/93: »Ein Volk, Jens Reich, ein Führer« von Hermann L. Gremliza

Zum wiederholten Mal hat Gremliza in seiner Kolumne übersehen, daß es sich beim »Neuen Deutschland« nicht mehr um ein Zentralorgan handelt. Vielmehr kommen im »ND«, ähnlich wie bei KONKRET, Autoren mit zum Teil doch recht unterschiedlichen Ansichten zu Wort. So möchte ich, der ich Mitglied der genannten Redaktion bin, mich beispielsweise ausdrücklich von der Sprechblasenmaschine Jens Reich distanzieren. Wenn dieses Amt schon besetzt werden muß, dann schlage ich vielmehr Franz Schönhuber als Bundespräsident vor. Schließlich soll so ein Präsident Deutschland und das deutsche Volk repräsentieren – nicht zuletzt im Ausland. Und wer könnte das besser als eben jener Schönhuber?!

Ich jedoch würde dann doch eher eine Kandidatur von Hermann L. Gremliza unterstützen. Auch er ist über alles kleinbürgerliche Gezänk erhaben, er liebt niemanden und hat – was keine schlechte Eigenschaft für einen Bundespräsidenten wäre – einfach immer recht. Und unangreifbar wie der olle Weizsäcker ist er schon lange. Den kann man nur noch mit Eiern treffen. Das, verehrter Gremliza, wäre das Risiko bei dem Job. Überlegen Sie es sich! Ich würde Sie wählen, nicht aber den Regenschirm schützend über Ihr Haupt halten.

Ivo Bozic

Berlin

Ab ovo & katexochen schwersterträglich

KONKRET 7/93: »Ich habe gelesen« von Roger Willemsen

Das wirklich, ab ovo & katexochen Schwersterträgliche an Autoren wie Mann, Canetti, auch Hauptmann, Wildgans, Willemsen ist ja nicht die dem Leser durchaus transparente Stilattitüde der Eitelkeit, das jeweils als gültig empfundene Ausnahmemenschentum oder der unbeirrte »Glaube« an »individuelle Erfahrbarkeit« (bei aller berechtigten Erkenntniskritik: welche gäb's denn sonst? Kollektives Mitklatschen beim »Blauen Bock«?Séancen? Sportpalast? Kirchentag?); nein, es ist vielmehr dieses Mitmachsüchtige, Mitmischerische, zu jedem Anlaß, bei jedem VIP-Interview sich Äußernde, diese Unfähigkeit zur Öffentlichkeitsabstinenz, dieser entscheidende Schritt ins geistige Abseits des Insidertums, was an solchen denn auch meist preisgekrönten Ochsen so widerwärtig und schal-banal und entgegenschimmert. Es ist dieser unselige Zwang zur Präsenz, sei es als Herausgeber einer Anthologie (natürlich!) erotischer Texte, sei es als medialer Geistesyuppie im Privatfernsehen, dieser Drang zum Ubiquitären, zum Hinterlassen seiner Duftmarke an jedem Baum... all dies, Roger Willemsen, ist es, was einen dann auch die paar nicht zu Ende gedachten Ein-&Ausfälle Ihres Artikels verschmähen läßt: die Hände, die solches anbieten, sind einfach ein bissel zu flink & rührig & versatil!

Thomas Eric Glaenz

Berlin

Leben mit der Bombe

KONKRET 7/93: »Saubere Experten« von Ludger Weß

Einige ergänzende Anmerkungen: –

Daß die deutschen Physiker/innen (eine Frau war dabei, Klara Döpel, die bei einem Luftangriff auf den Versuchsreaktor in Leipzig ums Leben kam, während ihr Mann im Bunker saß) mit der Atomenergie nicht zum Ziel kamen, hatte vor allem den Grund, daß norwegische Widerstandskämpfer die Schwerwasserfabrik in Rjukan in die Luft jagten (als Diplomand durfte ich noch 1956 in Heidelberg mit einem Fläschchen D2O aus Rjukan spielen). Der zweite Grund war, daß ihnen kein ausreichend reiner Graphit zur Verfügung stand (bzw. ihnen die notwendige Reinheit gar nicht bekannt war). –

Das Hauptmotiv der meisten der »Göttinger« 18 war die Sorge, daß die deutsche Öffentlichkeit aus spontaner Ablehnung der Atombomben auch die »zivile« Atomenergie ablehnen würde. Nachdem sie diesen Unterschied verdeutlicht hatten, sahen sie keinen Grund zu weiterem Engagement; v. Weizsäcker propagierte schon bald danach das »Leben mit der Bombe« und den privaten Atombunker im Garten. –

Physik-Nobelpreisträger Jensen, der gegen Ende seines Lebens immer mehr nach rechts driftete, aber stets mit scharfem Blick und scharfer Zunge, sagte treffend über seine moralisierenden Kollegen: »Wenn die sagen ›wir können keine Atombombe bauen, weil unser Gewissen uns das verbietet‹, dann können sie den Nebensatz weglassen, und es bleibt immer noch richtig.«

Prof. Dr. Jens Scheer

Bremen

Gesinnungsstark

KONKRET-Kongreß

Gleich die erste heftige Auseinandersetzung auf dem Kongreß ging nicht um die Sache, sondern um deren angemessene Bezeichnung. Karl Held vom »Gegenstandpunkt« faßte seine Erklärung der Morde von Solingen und Mölln in der Formulierung »blutige Fußnote zur deutschen Ausländerpolitik« zusammen und erntete Empörung. Als er dabei darüber redete, wie die offizielle Politik die »Geschichte mit dem Ausländer-Anzünden« verursacht und beurteilt, erntete er noch mehr Empörung. Hermann Gremliza konterte im Brustton der Entrüstung: »Es gibt keine ›Geschichte mit dem Anzünden von Ausländern‹. Es gibt fünf tote Türken.«

Tut mir leid, Herr Gremliza – den Gestus außerordentlicher Be- und Getroffenheit angesichts dieser Toten nehme ich Ihnen nicht ab. Dazu sind Sie nämlich zu sehr Intellektueller, um nicht zu wissen, daß die Aufregung über Tote sich noch allemal einem *Urteil über die Ziele* verdankt, denen sie zum Opfer fielen; daß der *Hinweis* auf Opfer der Politik nur etwas taugt, wenn er als *Beweis* für die Kritik an deren Absichten steht, deren Opfer sie wurden. Der empörte Aufschrei »fünf Tote!« beweist *für sich* eben gar nichts – Sie selbst beherrschen dieses Argument übrigens durchaus, wenn die herrschende Politik mit dem Verweis auf die Opfer ihrer Feinde ihre Politik legitimieren will! – ; und deshalb erfüllt auch ihr Verweis auf die Toten von Solingen den Tatbestand billigster bürgerlicher Demagogie.

Das Dumme ist nur, daß diejenigen, die jede *Kritik* deutscher Politik zurückweisen, die sich nicht im Namen der *Empörung* über die Gewalttaten des »Mobs« vorträgt, zugeben, daß sie außer dieser Empörung kein Argument für ihren Standpunkt ins Feld zu führen haben. Und das ist nun allerdings für eine Position fatal, die von sich behauptet, sie sei links und wolle ihre abweichende Meinung über die bestehenden Verhältnisse deswegen verbreiten, damit sich andere mit ihr auseinandersetzen und sich, wenn sie überzeugt, ihr anschließen.

Mich hat der Kongreß gegen den leisen Wunsch, es möge nicht so sein, in der Auffassung bekräftigt, daß diese Linke sich mehr für ihre eigene gesinnungsmäßige Verfaßtheit interessiert als für die wirkliche Verfaßtheit dieses Landes und seiner Bewohner. Ich weiß nicht, ob ich für diese Klarstellung dankbar sein soll.

Margaret Wirth

Bremen

Nicht Wojtyla

KONKRET 7/93: »Mr. Noam Chomskys Umwälzung der Medien« von Stefan Ripplinger

Mal ehrlich, Herr Ripplinger, so hübsch Ihre Kritik an dem selbstunkritischen Schnellschreiber Chomsky (der aber doch als Anwalt der Dritten Welt gewisse Verdienste hat) streckenweise ist – haben Sie Skinners »Verbal Behavior« jemals in der Hand gehabt? Chomsky sei Dank vermutlich nicht. Und wenn doch, sind Sie über den Einleitungssatz hinausgekommen? »Men act upon their world, and change it, and are changed in turn by the consequences of their action.« – Auftakt zu einer »recht primitiven Sprachtheorie«, die verbales Verhalten »über Reiz- und Reaktionsmuster rekonstruiert« (was immer Sie damit sagen wollen)?

Zu Ihrer Aufklärung: Skinners gesamtes Werk, ab etwa 1935 bis Tage vor seinem Tod 1990, war, so sehr das mit dem Geplapper der einschlägigen Gebetsmühlen dissonieren mag, eine einzige Auseinandersetzung mit – meinetwegen – »primitiveren« Versuchen, menschliches Verhalten im Rahmen einer (bloß) »Reiz-Reaktions-Theorie« zu verstehen. Freilich: mit »Bewußtsein« (als immateriellem und doch auf Materielles wirkendem Agens) hatte er nichts am Hut. So wenig wie mit sonstigen Dämonen, unsterblicher Seele, Willensfreiheit, Erbsünde und woran man noch so glauben kann. Er hieß ja nicht Karol Wojtyla und verstand sich auch nicht als Märchenerzähler.

Ernst Fidel Fürntratt-Kloep

Hackås/Schweden

Konkret 08/93, S. 9

Hermann L. Gremliza

Null ouvert im Pullover

Wir sind doch 99,99999 Prozent – und die paar, diese paar Verwirrten und Verlassenen – dieser Kostümball von verzweifelten jungen Menschen – dieser Kostümfaschismus – die Medien können nichts so gut brauchen wie so ein bißchen erhobene Hand – es ist eine Verlogenheit, aus diesen Verzweiflungstaten jeweils sozial Hoffnungsloser einen rechtsextremistischen politischen Horizont zu schmieden und uns ein weiteres Mal damit einzuschüchtern – mir ist es manchmal so vorgekommen, als litten diese entsetzlichen Menschen, die Auschwitz leugnen wollen, mehr unter der Auschwitz-Schuld als die Intellektuellen, die ausdauernd fordern: Bekenn' es noch einmal und noch einmal und noch krasser und täglich und täglich und täglich.
Martin Walser in einer Diskussion

Das ist eine Protestbewegung von rechts, aber es ist in erster Linie eine Protestbewegung... Die 40jährige Ausgrenzung des Wortes Nation aus dem Sprachschatz... hat aber nicht verhindert, daß abseits der öffentlichen Meinung das Wort Nation sich erhalten hat. Im Samisdat. Wer vor 1945 lesen und schreiben gelernt hat, der hat die Ausgrenzung miterlebt, vielleicht auch mitgemacht. Der hat aber auch die Selbstunterdrückung erlebt, die damit verbunden war... Der durch Ausgrenzung entstandene Nationalismus und die durch Krise produzierte soziale Aussichtslosigkeit – diese beiden Motive vereinigen sich jetzt und taugen so zu jeder Selbstverblendung.
Martin Walser im »Spiegel«

Unerhörte Töne – auch unerlaubte? Walsers Bekenntnis zur Nation fügt sich in eine Reihe von Tabuverletzungen deutscher Intellektueller. Botho Strauß, immerhin Adorno-Anhänger, provozierte mit der Formel »Rechte Phantasie ist die Phantasie des Dichters«. Zuletzt (zog) Hans Magnus Enzensberger, der die sinnlose Gewalt autonomer Randalierer mit Aktionen von Bürgerkriegern in aller Welt verglich, den Zorn Andersdenkender auf sich. Die Beiträge der Autoren Strauß, Enzensberger und Walser, von der Kulturredaktion des »Spiegel« angeregt, zeigen die tiefe Irritation der deutschen Linken.
»Spiegel«-Hausmitteilung »Betr.: Intellektuelle«

Unerhört, daß die Deutschen wegen ein paar Verwirrter und Verlassener ein weiteres Mal eingeschüchtert werden sollen? Unerhört in allen Ortsvereinen der regierenden Parteien, an allen Stammtischen und in Freys »National-Zeitung«? Unerhört wie das vierzigjährige Gezeter über die Zumutung, noch einmal und noch einmal und noch krasser und täglich und täglich und täglich die deutsche Auschwitz-Schuld zu bekennen? Unerhört wie die Namen jener Zirkulare des deutschen Samisdat, die allein die 40jährige Ausgrenzung des Wortes Nation aus dem Sprachschatz nicht mitgemacht haben und in denen sich abseits der öffentlichen Meinung das Wort Nation erhalten hat: »Frankfurter Allgemeine«, »Welt«, »Bild-Zeitung«? Ist nicht sogar im tiefsten Untergrund des Untergrundes, im »Spiegel« selber, das Unerhörte von Hand zu Hand und von Mund zu Mund überliefert worden? Wie sonst hätte die Kulturredaktion die drei Autoren so erfolgreich anregen können?

Es stellt sich, kurzum, heraus, daß die unerhörten – gar unerlaubten? – Töne seit wenigstens vierzig Jahren die Evergreens der völkischen Hitparade bilden. Nicht gehört waren sie bis gestern allenfalls von Intellektuellen »der deutschen Linken«. Und heute?

Was Botho Strauß, den »immerhin Adorno-Anhänger«, angeht, ist Verlaß auf den alten Nazi Armin Mohler, dessen Mutterauge, da »die Überläufer zur Rechten hin« so sehr »sich mehren«, daß man dort »Trittbrettfahrer« und »Konjunkturritter« auslesen muß, »den Botho« sofort als einen erkannt hat, der schon immer dort gestanden hat, wo er jetzt angekommen ist.

Hans Magnus Enzensberger kann es seit zwei Jahrzehnten jedermann aufschreiben, daß er kein Linker (mehr) ist. Wann immer die Bürgerpresse »die deutsche Linke« von »tiefer Irritation« ergriffen sehen will, wird der Modeautor, der den Bundespräsidenten auf Staatsbesuchen begleitet, als *der* linke Intellektuelle der Nation an die Meinungsfront kommandiert, um so aufregende Sachen zu sagen wie Saddam ist Hitler oder Solingen hat Autismus.

Martin Walser hat sein Rätsel einmal an der Konkurrenz gelöst: »Wer den Dichter will verstehen, muß des Dichters Bankkonto ansehen« (»Der Grund zur Freude«, KONKRET 5/77). Es war die Zeit, in der er in der »UZ« und auf Parteitagen der DKP auftrat, bis ihm Reich-Ranicki in der »Frankfurter Allgemeinen« bedeutete, daß jetzt Schluß mit lustig sei: Er rief dazu auf, Walsers neues Buch »Jenseits der Liebe« nicht zu lesen, mit Erfolg. Walser sah sein Konto an. Er verstand. Die Gelegenheit, die er ergriff, es kundzutun, war so absurd, daß der Betrieb die gute Absicht nicht übersehen

konnte: In einem offenen Brief an Erich Honecker entsetzte der Dichter sich, daß die DDR einen Spion bei Willy Brandt plaziert habe. Sein nächstes Buch wurde von Reich-Ranicki auf die Bestsellerliste rezensiert. Ein Grund zur Freude.

Das sind die drei Intellektuellen, deren von der Kulturredaktion angeregte Tabuverletzungen die tiefe Irritation der deutschen Linken zeigen. Daß sie nichts dergleichen zeigen, heißt nun nicht, daß sie nichts zeigen, im Gegenteil. Sie geben Bericht von der Zuneigung der kleinbürgerlichen deutschen Intelligenz zur neuen deutschen Weltmacht, sie liefern einen Beitrag zum sehr beliebten Thema: Geist und Macht und einen zum nicht sehr beliebten Thema: Talent und Charakter.

Es verhält sich, entgegen dem vom Feuilleton verbreiteten Glauben, nämlich so: Je schwächer die Macht, desto frecher der Geist. Nie haben, beispielsweise, die Intellektuellen mehr Respekt vor den sozialistischen Staaten gehabt als zu deren autoritärster Hochzeit; je liberaler, sanfter die Realsozialisten wurden, desto entschiedener rückten die Intellektuellen von diesen Kleinmütigen ab; zu Stalins wütendster Herrschaft war ihr Haß auf die Kommunisten nicht halb so groß wie heute, da diese besiegt am Boden liegen. Je mächtiger aber die Macht, desto enger schmiegt der Intellektuelle sich ihr an. Nie schien die BRD ökonomisch, gesellschaftlich und politisch so schwach wie 1967/68, nie zuvor und nie wieder haben ihre Intellektuellen, Enzensberger und Walser vorneweg, mutiger auf sie eingedroschen als damals; heute, da Deutschland mächtig scheint wie seit Stalingrad nicht mehr, singen die Kritiker von einst vaterländische Lieder. (Ich übertreibe. Noch gehen nicht alle, wie Enzensberger, mit Weizsäcker, oder, wie Strauß und Walser, mit Kohl und demnächst mit Schönhuber. Noch gibt es Dissidenten, die mit dem Gedanken an Scharping spielen.)

Wie der Imperialismus mit seinem Sieg zugleich das Regulativ verloren hat, das seine selbstzerstörerischen Kräfte zügelte, ist seinen dichtenden *fellow travellers* mit dem Sozialismus das geistige Widerlager abhanden gekommen, das ihr bißchen Formkraft beieinandergehalten hatte. An Strauß läßt sich das freilich nicht vorführen, weil Mohlers Botho illiteraten Mumpitz wie diesen: »Wir sind in die Beständigkeit des sich selbst korrigierenden Systems eingelaufen« oder »Ich sehe zwischen einem Schau-Gespräch und einem Schau-Prozeß nur graduelle Unterschiede in der Verführung von Denunzierten« auch schon zur »immerhin Adorno-Anhänger«-Zeit fabriziert hat.

Enzensberger aber, der immerhin einmal »Politische Kolportagen« verfaßt hat, schreibt jetzt daher wie Enno von Loewenstern II.: »In Wirklichkeit ist der Bürgerkrieg längst in die Metropolen eingewandert. Seine Metastasen gehören zum Alltag der großen Städte. Geführt wird er... von unauffälligen Bürgern, die sich über Nacht in Hooligans, Brandstifter, Amokläufer und Serienkiller verwandeln. Wie in den afrikanischen Kriegen werden diese Mutanten immer jünger... Der Bürgerkrieg kommt nicht von außen, er ist kein eingeschleppter Virus, sondern ein endogener Prozeß«, der beim nächsten Mal, wetten?, bereits »ablaufen« wird. Bis dahin ist es der Krieg, der einwandert und dessen Metastasen zum Alltag gehören, werden die Mutanten jünger wie in Afrika, kommt der eingewanderte Bürgerkrieg aber nicht von außen, weil die Metastasen kein Virus sind, sondern ein endogener Prozeß und das alles auf 16 Zeilen.

Und Walser erst. Der Jargon des Latzhosenmilieus muß schließlich bis zum Bodensee vorgedrungen sein, immerfort wird jemand oder etwas »ausgegrenzt«, »schlägt voll durch«, ist »angesagt« oder »kommt rüber«. Vor ein paar Jahren noch hätte der »Spiegel« einen seiner Redakteure für einen Text wie diesen ins Archiv versetzt: »Um das notorische Gewieher, das eine solche Ansicht auslöst, noch ein bißchen zu verstärken, gestehe ich, daß sich, nach meinem Verständnis, Kohl als lernfähiger erwiesen hat als alle seine Kritiker. Er hat, obwohl er in die Schule des Kalten Krieges ging, sehr schnell mit Gorbatschow von Pullover zu Pullover gesprochen.«

Ein Talent, weil kein Charakter: Karl Kraus wußte, wie viele Effekte ein Autor durch Gewissenlosigkeit erzielen kann. Jetzt ist zu lernen, daß auch der Verlust von Skrupeln die Produktion herunterbringen kann. Mit dem Charakter verschwinden die Reste von Talent. Im Pullover. Oder in einem anderen Kostüm.

Konkret 08/93, S. 10

Oliver Tolmein

Ein Staat sieht rot
»Die wollen einen anderen Staat«

Ein Einzeltäter kommt selten allein, und so hat sich in Bad Kleinen eine ganze Gruppe daran gemacht, die Szene der »Durchgeknallten«, »Überforderten« und »Ausgerasteten« in Deutschland zu beleben, und – darum geht es schließlich mittlerweile bei den meisten Morden hierzulande – für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Das Ergebnis dieses »wichtigen Erfolges im Kampf gegen den Terrorismus« (Ex-Bundesinnenminister Seiters) kann die Verfechter der »wehrhaften Demokratie« halbwegs zufriedenstellen: ein toter »Terrorist« und allerorten der Ruf nach dem starken Staat, der, was Wunder, auch prompt erhört wird. Oliver Tolmein über den Mord an Wolfgang Grams und seine Folgen; Rolf Gössner über die Staatsterroristen der GSG 9

Keineswegs wie der Repräsentant eines krisengeschüttelten Gemeinwesens tritt der designierte Bundesinnenminister Manfred Kanther am 5. Juli vor die Fernsehkameras, sondern sichtlich gut gelaunt und mit starken Worten, die nur scheinbar wenig mit dem Anlaß seiner Ernennung zu tun haben: Ausländische Schwerverbrecher, verkündet der aus Dreggers Schatten ins Rampenlicht getretene hessische Politiker, der seinem Ziehvater auch physiognomisch nacheifert, sollen künftig auch ohne Urteil abgeschoben werden können; das neue Asylrecht will er zügig durchsetzen, »dem Verbrechen«, dem der »Spiegel« flugs eine Titelgeschichte widmet, sagt er entschlossen den Kampf an; er ist für schärfere Gesetze und gegen »jede Form von Terror«. Achja, Bad Kleinen, da will Kanther »prüfen«, aber er verspricht, schon ganz eins mit seinem Thema, »keine Schnellschüsse«. »Saustall! Räumen Sie auf, Manfred Kanther«, titelt »Bild« tags darauf. Der »Süddeutschen Zeitung« gefällt die populistische Schlagzeile so gut, daß sie bald darauf mit einer entsprechenden Karikatur nachzieht: Deutschland wird darin als braves Dorf gezeigt, durch das wie wild die Schweine (»Affäre Bad Kleinen«, »Krauses Affären« etc.) toben. »Kanther – ein Mann, der als geradlinig und unbestechlich gilt. Eigenschaften, die (er) nun bei der Aufklärung des tatsächlichen Geschehens schnellstmöglich unter Beweis stellen muß«, kommentiert »Die Woche« und beklagt die bislang angesichts der Vorgänge in und um Bad Kleinen »nicht wahrgenommene staatliche Autorität«.

Ein Vorwurf, der sich in den nächsten Tagen zunehmend gegen den Generalbundesanwalt und die angeblich zu lasche Organisation des Staatsschutz-Apparates richtet. Als von Stahl entlassen und über seinen Nachfolger diskutiert wird, läßt der innenpolitisch sonst eher liberale Heribert Prantl in der »Süddeutschen Zeitung« seinem Zorn über die Parteien freien Lauf: »Der Posten des Generalbundesanwaltes ist keine Pfründe für Parteipolitiker... Solches Geschacher beleidigt das Andenken an den ermordeten Generalbundesanwalt Buback; es verhöhnt die Verdienste von Kurt Rebmann. Beide waren nicht unumstritten: Ihre Qualifikation aber war über alle Zweifel erhaben.« – »Ihn wie uns alle schreckte die Erinnerung an die sinnlose Grausamkeit Hitlers, die es uns heute schwer macht, die Härte aufzubringen, die Verteidigung und Wahrung des inneren Friedens notwendig und unvermeidlich macht«, schickte Ex-Generalbundesanwalt Max Güde in der »Zeit« 1976 seinem von der RAF getöteten Nachfolger als Nachruf hinterher. Und Buback, einer der Mitverantwortlichen für die Vollstreckung der Todesstrafe nach kurzem Prozeß auf der Straße in den ersten Jahren der RAF-Fahndungen war tatsächlich ein Profi in der Anwendung sinnstiftender Grausamkeit. Sein Gesinnungskamerad Kurt Rebmann, der im Krisenstab 1977 für die Erschießung von Gefangenen aus der RAF als Reaktion auf die Entführung Hanns Martin Schleyers plädierte, hat sich bei der planvollen Vertuschung der Todesfälle in Stuttgart-Stammheim in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober 1977 nachhaltig qualifiziert: Denn im Gegensatz zu 1993 hatte die Staatsversion 1977 allen Widersprüchen und offensichtlichen Lügen zum Trotz Bestand – was seinen Grund nicht in sorgfältigerer Ermittlungsarbeit hatte, sondern vor allem darin, daß das Feindbild damals schärfer umrissen war und der Krisenstab die bundesdeutschen Medien frühzeitig in die Pflicht nehmen und zu Komplizen des mobilmachenden Staatsapparats machen konnte: Die planvollen Schlampereien und Versäumnisse wurden damals gelassen hingenommen und führten erst Jahre später zu vereinzelten, zögerlichen Enthüllungen.

Der selbstherrliche Alleingang von BKA und Bundesanwaltschaft 1993, das aggressive und offensichtlich taktisch schlecht geplante Vorgehen gegen den längst seines Mythos entkleideten Feind RAF hat die Medien dagegen in eine tiefe Identitätskrise gestürzt. Unvorbereitet und von den Ereignissen überrollt fühlen sie sich in die Position des Anklägers gerückt. Hin- und hergerissen zwischen professionellem Ehrgeiz, der die Enthüllung immer neuer Informationen verlangt, die allerdings nach Lage der Dinge nur belastend wirken können, und langgeübter Kollaborations-Praxis in der Rolle der vierten Staatsgewalt suchen die Medien einen Ausweg, der ihnen ermöglicht, loyal zu bleiben. Gleichzeitig mühen sie sich, die eigene Unabhängigkeit herauszustreichen – die pure Legende ist, wie die ersten Tage der Berichterstattung gezeigt haben, als z.B. Gerd Rosenkranz in der »taz« nichts besseres zu tun hatte, als der RAF vorzuwerfen, »jeden Festnahmeversuch mit einer wilden und oft tödlichen Ballerei zu beantworten«, und auch in »FR«, »FAZ« und »SZ« als Tatsache die Lüge wiedergegeben wurde, Birgit Hogefeld habe das Feuer in Bad Kleinen eröffnet. Aufklärung gab es in der entscheidenden ersten Phase vor allem von den Anwälten von Hogefeld und Grams – das Verdienst der Medien war, diese Versionen nicht unterschlagen zu haben.

»Die drei Gewalten haben nach (!) Bad Kleinen versagt. Die vierte Gewalt – die unabhängigen Medien – sollten ihren Triumph nicht auskosten«, unterbreitete Christian Semler in der »taz« den Autoritäten vornehm zurückhaltend ein Angebot, das bei Hans Schüler (»Zeit«) schon etwas deutlicher klang: »Sollte wahr sein, daß ein Beamter der GSG 9 den mutmaßlichen RAF-Terroristen Grams erschossen hätte, als der schon wehrlos auf dem Bahngleis von Bad Kleinen lag – wir müßten es wohl ertragen ... Eine solche Hinrichtung wäre eine Tragödie. Doch sie würde zum Skandalon nur, wenn die Aufklärung allein dem Zeugnis eines nicht in staatlicher Verantwortung stehenden Publikationsorgans wie dem ›Spiegel‹ überlassen bliebe...« Die übrigen Medien zogen brav mit: »Nicht so sehr die Tatsache, daß Beamte des Bundeskriminalamtes, eine besonders ausgebildete Polizeitruppe und wer weiß noch, am Ort des Geschehens versagt haben, muß zu ernstesten Sorgen Anlaß geben«, resümierte Jürgen Busche in der »SZ«. »Es ist kaum zu fassen, wie Politiker und Behörden durch Verzögerungen, durch Mangel an Klarheit (und Wahrheit?) der RAF die Argumente liefern«, klagte die »FR«. Die »FAZ« gab dem Lamento ihrer liberalen Konkurrenz das staatsphilosophische Fundament: »Die Stärke eines Staates ergibt sich aus seiner Wahrhaftigkeit. Nicht die Tat einzelner, nicht das Versagen einer Behörde ... stürzen den Staat in eine Krise, sondern zuvörderst die Ungewißheit, ob die Wahrheit an den Tag kommt.«

Das Interesse an der »Wahrheit« ist bei alldem knapp zehn Tage nach der Verhaftung Birgit Hogefelds und der Erschießung Wolfgang Grams' nur noch eine folgenlose Floskel. Weder die Öffentlichkeit, die, nach ihrer Meinung gefragt, den Rücktritt von Innenminister Seiters für unnötig hält, noch die Medien sind willens, in der Hinrichtung einen Akt von Staatsterrorismus zu sehen; schlimmstenfalls gilt er als peinliche Panne. Wie schon bei den Morden an Flüchtlingen und Immigranten wird auch anläßlich des Skandals von Bad Kleinen bis zum Erbrechen wiederholt, daß man sich Sorgen um Deutschland mache, um das Ansehen des Staates. So liefert in letzter Konsequenz selbst das Debakel des Staatsschutzes noch die Argumente für den Ausbau des Polizeistaates. Die Diskussion über eine Demontage des Zeugnisverweigerungsrechts für die Presse wird von den Medien selber angesichts des aus dem Sicherheitsapparat stammenden Informanten des »Spiegel«, der seine Kollegen schwer belastet, aber bei der Staatsanwaltschaft keine Aussage machen will, eröffnet: »Im seltenen Einzelfall – und das Fiasko von Bad Kleinen ist ein solcher Fall – muß sich freilich die Presse überlegen, ob sie auf den Informantenschutz verzichtet. Man mag dies als eine Art von freiwilliger Selbstkontrolle betrachten« (»SZ«, 9.7.93). Erste Äußerungen von Sicherheitspolitikern der SPD und der CDU/CSU, die darauf zielen, den Staatsschutzapparat straffer und hierarchischer zu organisieren, werden mit Wohlwollen zur Kenntnis genommen.

Insbesondere die Zusammenarbeit von Opposition und Medien, repräsentiert im Duo von Innenausschußvorsitzendem Bernrath und »Spiegel« bzw. »Spiegel TV«, erweist sich als eindrucksvolles Mittel zur Beförderung der Illusion, es gebe letzten Endes doch eine unnachgiebige Kontrolle der »Auswüchse« im Fahndungsapparat. In mühseliger Kleinarbeit werden vermißte Patronenhülsen gezählt, Anwaltsstatements über Aussagen der gerichtsmedizinischen Gutachten zusammengetragen und vermißte Videobänder zutage gefördert – um dann als schlimmsten Vorwurf zu formulieren, das Bundeskriminalamt betätige sich als »Propagandakompanie der RAF« (Aust).

Dabei spricht mittlerweile immer mehr dafür, daß es sich bei den Todesschüssen in Bad Kleinen keineswegs um eine Tat im Affekt oder um das Durchdrehen eines einzelnen Beamten gehandelt hat, sondern um eine von der Einsatzleitung mindestens billigend in Kauf genommene, wenn nicht sogar erwünschte Ermordung eines linken Staatsfeindes. Die GSG 9 ist auch keineswegs, wie ihre Sympathisanten in den Innenpolitik-Redaktionen es behaupten, eine besonders friedliebende Sondereinsatzgruppe: Bei ihrem dieser Tage hochgelobten Einsatz in Mogadischu wurden drei der vier Mitglieder des Kommandos Martyr Halimeh sofort erschossen, die vierte Geiselnehmerin überlebte schwerverletzt nur durch die Intervention des Verhandlungsführers der Bundesregierung (Wischnewski), der die GSG 9-Leute davon abhielt, die Frau nach der Befreiungsaktion zu erschießen. Auch die Zusammenarbeit der GSG 9 mit den türkischen Terrorsonderkommandos »Schwarze Käfer« verweist nicht gerade auf ein substantielles Demokratiebewußtsein.

Als politisches Motiv für die gezielten Todesschüsse kommt vor allem das Interesse an der erneuten Eskalation der Auseinandersetzung zwischen RAF und Staat in Frage, das sich auch in der Behandlung und weiteren Inhaftierung der Gefangenen aus der RAF und in den gnadenlos und auf brüchiger Beweisgrundlage geführten Kronzeugenverfahren niederschlägt. Der Herausgeber der »Welt am Sonntag«, Ernst Cramer, dem man unterstellen kann, daß er die autoritären Positionen des Staatsschutzes authentisch wiedergibt, hat unter der Überschrift »Mehr Härte« erklärt, wie Bad Kleinen und die Folgen der Stärkung des Rechtsstaates dienen können: »Wegen der nicht abreißenden Freveltaten im nationalistischen Umfeld wurde über die viel besser organisierte gewaltbereite linke Szene fast nicht mehr gesprochen ... Für diese aggressiven linken Feinde der Demokratie gilt heute wie vordem das Wort des früheren Finanz- und Wirtschaftsministers Karl Schiller: ›Die wollen einen anderen Staat.‹ Dadurch unterscheiden sie sich von den Brandstiftern aus dem rechten Spektrum.«

Indizien für diese Zielrichtung des Einsatzes gibt es haufenweise. Schon die generalstabsmäßige, auf ein hohes Maß an Gewalttätigkeit setzende Planung des Einsatzes steht in bemerkenswertem Kontrast zur Abkehr der RAF von einer auf Personenattentate zielenden Politik. Die Dokumentation des Einsatzes und die anschließende Spurensicherung sind auf eine Weise unzureichend, die an die nie befriedigend aufgeklärten Stammheimer Todesfälle erinnert: Gerade über die

aufschlußreichen Zeitabschnitte des Einsatzes existieren anscheinend keine Videoaufnahmen (mehr?); die Patronenhülsen wurden nach der Schießerei nicht sichergestellt; Spuren an den Wänden des Bahnhofes kurz darauf übertüncht. Protokolle des ausgiebigen Funkverkehrs, sonst routinemäßig angefertigt, existieren angeblich nicht. Bis zur Vernehmung der GSG 9-Beamten durch die ermittelnde Staatsanwaltschaft verging mehr als eine Woche Zeit. Die Vernehmung selbst ist Zeitungsberichten zufolge unter Bedingungen durchgeführt worden, die die GSG 9 als eine Art Todesschwadron erscheinen lassen, deren Angehörige erst Tage nach ihrem Tod wieder zum bürgerlichen Individuum mit Namen werden: Die Identität der als »Zeugen« befragten Tatverdächtigen ist dem Staatsanwalt nicht bekannt gemacht worden, für ihn traten die Beamten des Elitekorps, die selbst zur Beerdigung ihres Truppenkameraden vermummt erschienen waren, nur als Nummern auf. Weniger Sorge machen sich die Ermittlungsbehörden um die Sicherheit und den Schutz der Kioskinhaberin, die die GSG 9 schwer belastet. Ihre Aussage wurde auf eigenes Betreiben zwar noch am Tattag aufgenommen, konnte dann aber offensichtlich unterschlagen werden, bis »Monitor« darüber berichtete: Zwei Tage später war der volle Name der Frau in der Presse nachzulesen. Auf den Persönlichkeitsschutz des erschossenen Wolfgang Grams hat man gleich vollständig verzichtet: Fotos des malträtierten Leichnams vom Obduktionstisch gerieten an »Stern« und »Bild« und wurden dort wie selbstverständlich veröffentlicht.

Auch heute ist noch nicht zweifelsfrei geklärt, wieviele und welche Waffen die eingesetzten Polizeibeamten benutzt haben. Die »Erklärung des Bundeskriminalamtes« stützt sich auf Schlußfolgerungen: »Nach bisherigem Erkenntnisstand ist davon auszugehen, daß bei dem Schußwechsel insgesamt 44 Patronen verfeuert wurden... unter der Annahme, daß die Waffen mit der maximal möglichen Schußzahl bestückt waren. Nach drei Hülsen wird noch gesucht.« Eine Überprüfung der Pistolen und Maschinenpistolen direkt im Anschluß an den Schußwechsel, wie es die entsprechende Dienstvorschrift verlangt, ist offensichtlich ebenso unterblieben wie der Vergleich der ausgegebenen Munition mit der zurückgegebenen. Rätsel gibt in diesem Zusammenhang das gerichtsmedizinische Gutachten von Manfred Oehmichen (Universität Lübeck) auf, das feststellt, »daß keine der diskutierten Waffen in der Lage war, ein morphologisches Bild zu erzeugen, wie es am Kopf von Grams angetroffen wurde«. Demnach müßte Grams mit einer ›dritten‹ Waffe erschossen worden sein – was nicht unwahrscheinlich ist, da GSG 9-Beamte älteren Medienberichten zufolge oftmals auch andere als die regulären Polizeiwaffen mit sich führen. Weitere Details, zum Beispiel das Verschwinden von angeblich vorhandenen Blutresten an Grams rechter Hand, das Fehlen von Blutflecken an dem Ort, an dem der GSG 9-Beamte angeblich erschossen worden sein soll, und dessen auffällig schnelle Beerdigung, vervollständigen den Eindruck einer systematischen Irreführung der Öffentlichkeit über einen bewußt durchgeführten Mord. Daß die Ermittlungen über den Tod von Wolfgang Grams nach Auffassung der zuständigen Staatsanwaltschaft »noch Wochen« dauern werden und Behördenchef Ernst Jäger verkündet: »Es ist überhaupt nicht abzusehen, wann wir damit fertig werden«, legt den Verdacht nahe, daß es ein eindeutiges Ergebnis, geschweige denn eine Anklageerhebung gegen den Täter nie geben wird. Das ist allerdings kein Grund zur Empörung, sondern bei staatlichen Todesschüssen – 1990 wurden von der Polizei mindestens 13, 1991 mindestens 9 Menschen erschossen – die Regel.

Wesentlich schwieriger zu interpretieren sind dagegen die Erkenntnisse über den sogenannten dritten Mann. Schon das tagelange Schweigen der Bundesanwaltschaft ist nicht so recht erklärlich, wenn es sich bei dieser nicht verhafteten Person um einen V-Mann gehandelt haben sollte. Die Versionen, die nach Lancierung entsprechender Informationen in »Stern«, »Bild« und »Welt am Sonntag« durch die Medien gehen, klingen ziemlich unwahrscheinlich. Der »Stern« behauptet, »Klaus«, der ein RAF-Sympathisant wie aus dem Polizeilehrbuch gewesen sein soll, einer von denen, »die stets behilflich sind, mal ein Auto mieten, mal eine Wohnung besorgen«, sei aus finanziellen Gründen V-Mann geworden, habe aber nur wenig ergiebige Informationen geliefert. Daß er Kontakt mit der »Kommandoebene« habe, wollten ihm seine Führungsoffiziere auch erst glauben, nachdem sie sein Telefon überwacht hatten und, wie es der Zufall so will, prompt »sich bei ihm eine Frau (meldete), die mit ihm über Weiterstadt redete. Die Stimmanalyse des BKA bestätigte: Es war Birgit Hogefeld.« Seltsam daran ist schon, daß das BKA Daten hat, die ihm eine Analyse der Stimme Birgit Hogefelds erlauben sollen – aber vielleicht ist der Überwachungsstaat ja tatsächlich so weit fortgeschritten, wie seine phantasievollsten Kritiker behaupten.

Daß ein RAF-Mitglied mit angeblichen Unterstützern telefonisch Kontakt aufnimmt und am Telefon über Anschläge plaudert, wird an Unwahrscheinlichkeit nur von der zweiten und dritten Version übertroffen. Denen zufolge ist »Klaus« kein kleiner Angestellter mit Geldsorgen, sondern ein echter Aussteiger aus dem Zentrum der RAF, der durch den Verrat an zwei seiner Genossen seine Glaubwürdigkeit unter Beweis stellen wollte, bzw. ein V-Mann, der als Einsteiger bis in den inneren Zirkel vorgedrungen und an Anschlägen beteiligt gewesen sein soll. Dagegen spricht nicht nur, daß es einen solchen Aus- bzw. Einstieg bislang noch nie gab, sondern vor allem, daß die Verhaftung von nur zwei mutmaßlichen RAF-Mitgliedern als Ergebnis einer solchen Geheimdienstoperation ziemlich dürftig wäre. Auch die im Stil der siebziger Jahre durchgeführten Hausdurchsuchungen, Festnahmen und Straßensperrungen in Dortmund, Gelsenkirchen, Frankfurt a.M. und Wiesbaden, die zwar zerschlagenes Mobiliar, aber keine verwertbaren Ergebnisse brachten, deuten eher auf eine dürftige Informationslage der Ermittlungsbehörden hin.

Aufschluß könnte in dieser Angelegenheit, an deren Aufklärung die Staatsschutzbehörden aus nachvollziehbaren Gründen kein großes Interesse haben, die RAF selber geben. Sie sollte wissen, wer sich mit Wolfgang Grams und Birgit Hogefeld, die sie als ihre GenossInnen bezeichnen, treffen wollte und wie eng dieser Kontakt war. Der Brief vom 9. Juli gibt darüber aber bedauerlicherweise keinen Aufschluß – was nicht so recht begreiflich ist, zumal die RAF in den letzten Jahren bereits häufiger Fakten gegen die Staatsschutzversionen ihrer Politik öffentlich gemacht hat. Erklärlich wäre das Schweigen über diese wichtige Angelegenheit nur, wenn die RAF selbst nichts wüßte – selbst das aber wäre mitteilenswert.

Auch ansonsten ist die RAF-Erklärung vom 9. Juli wenig hilfreich, zumal sie die Interpretationsmöglichkeit offen läßt, es könnte Vergeltungsanschläge geben, eine Entwicklung, die fatal wäre, wie ein Blick zurück ins Stammheim-Jahr 1977 zeigt, wo die Niederlage der RAF durch die Erschießung Hanns Martin Schleyers als Reaktion auf die vermutete Ermordung von Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan Carl Raspe besiegelt worden war. Insofern bleibt etwas rätselhaft, wieso die *Ausgangsbedingung* für die Politik der RAF durch die Hinrichtung von Wolfgang Grams sich verändert haben soll. Der Staat trägt schließlich seit zwei Jahrzehnten Verantwortung für den Tod etlicher Angehöriger der RAF. Auch die politischen Konsequenzen, die sich aus der Erschießung ziehen ließen, bleiben vage. Irritierend und befremdlich nah an der bei liberalen Medien beliebten These vom »ausgerasteten« Sicherheitsorgan ist die Einschätzung der RAF, der staatsterroristische Akt in Bad Kleinen sei Ausdruck eines »um sich schlagenden« Deutschland, das »in der tiefsten Krise des zusammenbrechenden kapitalistischen Systems zur Weltmacht strebt«.

Statt des Zusammenbruchs steht in der werdenden Weltmacht, das zeigt gerade der Verlauf dieses Polizeieinsatzes, als dessen Ergebnis möglicherweise ein weiterer Rechtsaußen, der CDU-Politiker Rupert Scholz, in der Rolle des Generalbundesanwalts wird erscheinen dürfen, zusehends die Restauration auf der Tagesordnung. Die Folgen wird ganz unmittelbar Birgit Hogefeld tragen, die in verschärfter Einzelhaft in der JVA Preungesheim einsitzt. Während die ursprüngliche Tathergangs-Version von Ermittlungsbehörden und Bundesregierung Stück für Stück demontiert worden ist, wird die Behauptung, mit Birgit Hogefeld habe man eine »Top-Terroristin« festgenommen, weiterhin unhinterfragt verbreitet. Dabei sind die Indizien vor allem für eine konkrete Beteiligung an Anschlägen der RAF derzeit äußerst dürftig. Dafür wird der Verteidigung der Einblick in Gutachten, Vernehmungsprotokolle und andere Teile der Akten entgegen den Vorschriften der Strafprozeßordnung verweigert.

Der aus dem Jahr 1988 stammende Haftbefehl, der Birgit Hogefeld und ihrer Verteidigung am 28. Juni eröffnet worden ist, hält wenig an Fakten bereit. Vorgeworfen wird der in Untersuchungshaft Genommenen Mitgliedschaft in der RAF und Mitwirkung im Kommando Kahled Aker, das am 20. September 1988 versuchte, den Staatssekretär im Bundesfinanzministerium, Hans Tietmeyer, zu erschießen. Die Aktion, im Umfeld der IWF-Tagung in Westberlin geplant, scheiterte kläglich – die Maschinenpistole klemmte, die Schüsse aus einer Schrotflinte konnten den Wagen des Staatssekretärs nicht stoppen. Birgit Hogefeld, so behauptet die Bundesanwaltschaft, soll fünf Tage vor dem Anschlag für das RAF-Kommando einen Ford Fiesta angemietet haben. Als Beweis dafür führen die Bundesanwälte und der Ermittlungsrichter am Bundesgerichtshof allerdings lediglich ein Schriftgutachten an, welches die Unterschrift unter dem Mietvertrag mit »hoher Wahrscheinlichkeit« Hogefeld zuordnet, was eine feine Umschreibung ist für: »Eigentlich wissen wir nichts.« Als Beleg einer bis heute fortdauernden Mitgliedschaft in der RAF reichen den Bundesbehörden und der Öffentlichkeit Hogefelds Waffe und, sie sagen’s, ohne rot zu werden: »die Umstände der Festnahme«. Aber selbstsichere Schamlosigkeiten, etwa die Ankündigung Klaus Kinkels, an seiner »Initiative«, die als vielbeachtetes, folgenloses Deeskalationsmanöver der staatlichen Eskalationspolitik die nötige Rückendeckung geliefert hat, festhalten zu wollen, werden uns in diesem Zusammenhang sicher noch einige geboten werden.

Oliver Tolmein schrieb in KONKRET 7/93 über die »Euthanasie«-Propaganda der »Zeit«

Konkret 08/93, S. 13

Rolf Gössner

Ein Staat sieht rot
»Den Gegner vernichten«

Ein Einzeltäter kommt selten allein, und so hat sich in Bad Kleinen eine ganze Gruppe daran gemacht, die Szene der »Durchgeknallten«, »Überforderten« und »Ausgerasteten« in Deutschland zu beleben, und – darum geht es schließlich mittlerweile bei den meisten Morden hierzulande – für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Das Ergebnis dieses »wichtigen Erfolges im Kampf gegen den Terrorismus« (Ex-Bundesinnenminister Seiters) kann die Verfechter der »wehrhaften Demokratie« halbwegs zufriedenstellen: ein toter »Terrorist« und allerorten der Ruf nach dem starken Staat, der, was Wunder, auch prompt erhört wird. Oliver Tolmein über den Mord an Wolfgang Grams und seine Folgen; Rolf Gössner über die Staatsterroristen der GSG 9

»Ich bin sicher, daß sich unser Land weiter auf Sie verlassen kann«, rief Bundesinnenminister Rudolf Seiters im Oktober 1992 den Männern der GSG 9 zum 20. Geburtstag ihrer Truppe zu: »Für die Bundesregierung sage ich Ihnen nochmals meinen Dank und meine Anerkennung.« Acht Monate später übernimmt der dankbare Minister die »politische Verantwortung« für eine GSG-9-Aktion und macht sich aus dem Staub.

Die »Anti-Terror«-Spezialeinheit steht im begründeten Verdacht, am 27. Juni 1993 – nach einer wilden Schießerei – auf dem Bahnhof von Bad Kleinen das mutmaßliche RAF-Mitglied Wolfgang Grams mit einem Kopfschuß aus unmittelbarer Nähe getötet zu haben. Manche sprechen von Hinrichtung, andere von der Aktion eines »durchgeknallten« GSG-9-Beamten. Die »Helden von Mogadischu« – ein Killerkommando? Die Geburtsstunde der Grenzschutztruppe GSG 9 schlug unmittelbar nach dem Attentat eines palästinensischen Kommandos auf die israelische Olympiamannschaft während der Olympiade in München 1972, an das sich ein Polizei-Desaster auf dem Luftwaffenflugplatz Fürstenfeldbruck anschloß. Mit Erlaß des Bundesinnenministers vom 26.9.1972 wurde die Aufstellung einer »Anti-Terror«-Einheit beim Bundesgrenzschutz (BGS), der paramilitärischen Truppenpolizei des Bundes, angeordnet; ihr Standort ist die BGS-Unterkunft St. Augustin. Laut Dienstanweisung soll die Truppe vor allem auf »Mord und Totschlag, Menschenraub, Geiselnahme und räuberische Erpressung« spezialisiert sein, d.h. auf die Bekämpfung solcher Delikte. Aber auch bei »schweren Ausschreitungen, Demonstrationen und zum Schutz besonders gefährdeter Staatsgäste und deutscher Politiker« sollte die GSG 9 eingesetzt werden können. Sie hat einen »offensiven Zugriffsauftrag in Fällen von besonderer Bedeutung« und ist in ständiger Alarmbereitschaft. Sie besteht ausschließlich aus Freiwilligen und hat eine Soll-Stärke von 220 Mann (Ist-Stärke 1993: 180; inzwischen sollen auch Frauen zugelassen werden).

Dem damaligen Bundesinnenminister Hans-Dietrich Genscher (FDP), der als »Vater« der Spezialtruppe gilt, werden aufmunternde Worte zugeschrieben: Die GSG 9 müsse »Elitebewußtsein entwickeln« und »mit dem Willen kämpfen, den Gegner zu vernichten«, »kampfunfähig schießen ist Quatsch«. Und Hessens früherer Innenminister Bielefeld, ebenfalls FDP, ergänzte: »Auch Terroristen sind Menschen, sie totzuschießen will geübt und gelernt sein.«

Mit diesen Vorgaben ging die GSG 9 unter Führung ihres Kommandeurs Ulrich Wegener ans Werk. Bald war sie die bestausgerüstete und -ausgebildete Spezialeinheit der Bundesrepublik und gehörte auch international zur »Spitze«.

Vier GSG 9-Einheiten wurden aufgestellt: zwei Observationseinheiten, eine Fallschirmspringer-Einheit und später die nach der Entführung des italienischen Luxus-Kreuzfahrtschiffes »Achille Lauro« (1985) geschaffene »GSG 9-Marine«. Die Einheiten sind gegliedert in Führungs- und Spezialeinsatztrupps mit jeweils fünf Leuten; dieses operative Konzept ist dem »Minihandbuch des Stadtguerillos« des Brasilianers Carlos Marighella entlehnt. Hinzu kommen technische Einheiten, wie die »Fernmelde- und Dokumentationseinheit«, der auch die Beweissicherung und Einsatz-Dokumentation per Video obliegt – Aufgaben, die während des Einsatzes in Bad Kleinen so offensichtlich vernachlässigt wurden, daß selbst der Münchner Polizeipsychologe Georg Sieber argwöhnt, dieses Versäumnis könne auf »böser Absicht« beruht haben, »um eine spätere Rekonstruktion des Hergangs zu verhindern« (»FAZ«, 9.7.93).

Die GSG 9 hat keine originäre Zuständigkeit: Sie kann (meist verdeckt) für das Auswärtige Amt, das Bundeskriminalamt (BKA) und das Zollkriminalamt, für den Generalbundesanwalt oder auf Anforderung durch die Bundesländer tätig werden – was nicht selten zu einem erheblichen Kompetenzgerangel führt, wie es auch im Fall Bad Kleinen zum Ausdruck kommt.

Spezialeinsatzkommandos als Gefahrenquelle

In den frühen siebziger Jahren begann unter der sozialliberalen Regierung eine sicherheitspolitische Entwicklung, die einen starken Ausbau und eine drastische Aufrüstung der staatlichen Sicherheitsapparate zur Folge hatte. Dabei hat sich eine Tendenz zur polizeilichen Spezialisierung herausgebildet, deren Spannbreite von der hart trainierten »Anti-Terror-Einheit« bis zum freundlichen »bürgernahen« Kontaktbereichsbeamten reicht. Geradezu inflationär wurden Spezialeinheiten und Sonderkommandos gebildet: auf Bundesebene – neben der GSG 9 – die »Sicherungsgruppe Bonn« und das, auch in Bad

Kleinen beteiligte, »Mobile Einsatzkommando« (MEK) des BKA; auf Länderebene die MEKs der Kriminalpolizeien, die »Sondereinsatzkommandos« (SEK) der Bereitschaftspolizeien, »Zielfahndungskommandos« (ZFK) und »Präzisionsschützenkommandos« (PSK).

Die Freiwilligen dieser Polizei-Kommandos trainieren ähnlich hart wie die GSG 9 und erhalten ebenfalls eine polizeiliche und geheimdienstliche Sonderausbildung mit besonderem Schießtraining, dessen Schwerpunkt der gezielte Todesschuß ist. Ihre Verwendung ist allerdings wesentlich alltäglicher und umfassender: nicht nur bei Einsätzen gegen »Terroristen«, sondern auch bei jeder größeren Demonstration, wo SEK und MEK häufig als besonders brutale Schläger- und Greiftrupps auffallen; aber auch bei Fahndungen im Bereich der politischen und »gewöhnlichen« Kriminalität, wobei sich in vielen Fällen Mitglieder dieser Spezialkommandos als Todesschützen erweisen. Auf der Strecke der tödlichen Fahndungen blieben: »Terrorismus«-Verdächtige (u.a. Petra Schelm und Georg von Rauch: durch Kopfschuß; Willy Peter Stoll und Elisabeth von Dyck: von hinten erschossen; Rolf Heißler und Günter Sonnenberg: durch Kopfschüsse schwer verletzt; flüchtige Tatverdächtige und Gefangene, vollkommen Unbeteiligte (u.a. der Schotte McLeod, der Taxifahrer Günter Jendrian, der Lehrling Richard Epple, der Schäfer Helmut Schlaudraff, der Schalltechniker Manfred Perder)). Der Polizeiführungsbeamte Heinrich Prinz hat den mentalen Hintergrund für derlei Aktivitäten geliefert: Neben einer guten Portion Abenteuerlust... »dürfen Hemmungen, denen ein verantwortungsbewußter Mensch sicher mehr oder weniger unterworfen ist, wenn es darauf ankommt, auf einen anderen zu schießen, nicht so groß sein, daß es ihm plötzlich nicht mehr möglich ist, überhaupt oder mit der notwendigen Kaltblütigkeit abzudrücken...«

Zurück zur GSG 9: Ihren ersten aufsehenerregenden Auftritt hatte die seit 1973 einsatzbereite »Anti-Terror-Einheit« bei der geglückten Geiselbefreiung aus der Lufthansamaschine in Mogadischu (1977), in deren Verlauf drei der Entführer erschossen worden sind. Nach dem anfänglichen Rummel wurde es ziemlich ruhig um die »Superhelden von Mogadischu«. Auf die Frage, was die GSG 9 danach eigentlich getrieben habe, gab Polizeihauptkommissar Tutter vier Jahre später in der Zeitschrift des BGS eine simple Antwort: »Die GSG 9 trainiert.« Für den Tag X.

Dieses Training dauert acht Monate und setzt den einjährigen Grunddienst beim BGS voraus sowie den »Willen zu Leistung und Kameradschaft«. Die Ausbildung ist hart: »Sie kann nicht hart genug sein«, so der langjährige Kommandeur, Ulrich Wegener, »denn wir müssen davon ausgehen, daß es sich beim potentiellen Gegner um militante Gruppen handelt.« Nur etwa 10 bis 30 Prozent der Bewerber für die GSG 9 genügen den strengen Anforderungen und bewältigen die rigide Personalselektion.

Kernziel der GSG 9-Ausbildung ist der »motivierte Einzelkämpfer«: »Dem Nahkampftraining kommt die wichtige psychologische Funktion zu, das Selbstvertrauen des einzelnen Mannes aufzubauen. Während der Übungen gibt es keine Rangunterschiede... und wenn der frisch in die Einheit eingetretene Grenzschutzbeamte aus dem letzten Glied seinem angreifenden Einheitsführer die harte Kante eines Tisches in den Magen rammt, so gehört das zum Alltag in der Übungshalle dieses Spezialverbandes. Höchste Kampfmoral und körperliche Fitness sollen erreicht werden«, so der GSG 9-Vertraute und »Anti-Terror«-Spezialist Rolf Tophoven. Nach dem Grundlehrgang folgt eine einwöchige Spezialausbildung »gegen Guerillas und Terroristen«: »Alles was als Angriffsobjekt für Terroristen dienen kann, wird gestürmt: Gebäude, Wohnungen, Fahrzeuge, Eisenbahnen, Flugzeuge und Schiffe.« Geübt wird auf Truppenübungsplätzen im In- und Ausland: Orts- und Häuserkampf, Observationen, Präzisionsschützeneinsatz bei Tag und Nacht, Abseilen und Absetzen aus dem Hubschrauber, Fassadenklettern, Fallschirmspringen, Verfolgen und Stellen motorisierter Straftäter.

Geländelauf, Krafttraining, Leistungs- und Härteausbildung, Karate, aber auch Psychologie-Seminare und Streßbewältigung, ferner Waffenübungen in allen Situationen, auch unter Belastung und Streß, sowie ständiger »Kontakt« mit der Waffe gehören zum Konditionierungsprogramm. »Der Ablauf vom Ziehen der Waffe bis zur Abgabe des Schusses darf ein Limit von einer Sekunde nicht überschreiten«, offenbart Tophoven bewundernd. Bei diesen Vorgaben bleibt weder Zeit für Skrupel noch zum Nachdenken, welches auch systematisch abgebaut werden soll. Gleichwohl soll neben »extrem gutem Reaktionsverhalten« auch »Besonnenheit für den Schützen oberstes Gebot« sein – »Killertypen und schießwütige Gesellen« seien nicht gefragt.

Gezielt wird beim sog. Combat-Schußtraining in den Schießkellern vornehmlich auf den sog. K-5-Bereich: auf Kopf, Brust und Bauch. 1980 wurde eine neue Schießausbildung getestet: die »Survival-Schießtechnik«. Eine »aggressive Grundhaltung« ist unerläßlich, denn »um zu überleben, müssen Sie gnadenlos schnell... handeln. Sie müssen so gut treffen, daß Ihre Gegner nicht mehr auf Sie schießen können.« So steht es in der grünen Gebrauchsanweisung des Stuttgarter Scharfschützen und Schießausbilders Siegfried Hübner. Geraten wird den schießenden Polizisten, in entsprechenden Situationen einen »Angriffsschrei« loszulassen: Dieser erschrecke den Gegner nicht nur, sondern drücke auch die Luft aus dem Magen, »was eine Magenverletzung ungefährlicher macht«, und bewirke zugleich »einen Adrenalinstoß«, der den Polizeischützen enthemmt und seine »Aggressivität steigert«.

Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen

Die Beamten der GSG 9 befinden sich durch das ständige Hochleistungs- und Härtetraining in Dauer-Höchstform, was zwangsläufig zu Frustration und Motivationsverlust führen muß, wenn über Jahre hinaus keine Einsatzmöglichkeit in Sicht ist: »Wenn ein hochgezüchtetes Rennpferd zu lang im Stall steht und nicht ›bewegt‹ wird, erlahmen seine Spritzigkeit und sein Leistungsvermögen«, meint der einfühlsame GSG 9-Experte Tophoven. Vermutlich um die Motivation gleichwohl zu erhalten, hat die Einheit eine grundlegende Umorientierung durchgemacht. So fand sie mitunter auch wesentlich unterhalb der Schwelle des »Anti-Terror«-Einsatzes Verwendung: etwa bei Großdemonstrationen (bislang eher die Ausnahme), wie 1986 gegen die Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf (26 GSG 9-Beamte im Einsatz), anläßlich des Weltwirtschaftsgipfels oder in Solingen wegen der »Ausschreitungen« von Türken nach den neonazistischen Morden an fünf Türkinnen – verdeckte Einsatzbereitschaft, die angesichts des Härtedrills und Schießtrainings zu einer Katastrophe mit tödlichen Folgen führen könnte.

Die GSG 9 fiel auch bereits durch gesetzwidrige und brutale Einsätze auf: So verübte sie zusammen mit dem »Verfassungsschutz« in der Nacht zum 25.7.1978 einen Sprengstoffanschlag auf die Justizvollzugsanstalt Celle; dieser fingierte Anschlag ging als »Celler Loch« in die Geheimdienst- und Polizeigeschichte der BRD ein. Bei einer Großrazzia des BKA gegen einen des Waffenhandels verdächtigen Motorrad-Club im Jahre 1988 lieferten die maskierten GSG 9-Männer ebenfalls Kostproben ihres Könnens: Türen krachten, Nebelgranaten flogen durchs Fenster, Kinder wurden von den Stühlen gestoßen, Männer auf den Boden geworfen und gefesselt, einer wurde mit dem Kolben einer Maschinenpistole niedergeschlagen... – so, sinngemäß, beschrieb »Der Spiegel« diese Überfälle.

Die GSG 9 findet inwischen Verwendung u.a. beim Personenschutz, bei der Überwachung von deutschen Einrichtungen im Ausland, beim Schutz von kerntechnischen Anlagen und von Geldtransporten der Bundeszentralbank, bei Observationen und Festnahmeaktionen im Bereich der »organisierten Kriminalität«. Darüber hinaus werden GSG 9-Angehörige als »Anti-Terror«-Ausbilder ins Ausland geschickt. So beriet etwa der erste GSG 9-Kommandeur Wegener zusammen mit weiteren BGS-Beamten die Regierung von Saudi-Arabien bei der Fortentwicklung der 2.000 Mann starken »Anti-Terror«-Einheit »Special Security Forces«. Eine direkte Zusammenarbeit gab es u.a. mit den amerikanischen Special Forces und Delta Force, dem britischen FBI und der Anti-IRA-Truppe »Special-Air-Service Regiment« (SAS) sowie der israelischen »Anti-Terror«-Sondereinheit. Verdeckt wurde die GSG 9 auch in Krisengebieten, etwa im Libanon und in El Salvador, eingesetzt.

Öffentliche Kontrolle – ein Fremdwort

Die GSG 9 unterliegt nominell der Kontrolle durch die aufsichtführende Behörde (Bundesinnenministerium), durch das Parlament, die Gerichte und die Medien. Doch angesichts der praktizierten Abschottung, des geheimpolizeilich-konspirativen Auftrags, des ausgeprägten Korps-Geistes und der Anonymität der eingesetzten GSG 9-Kämpfer »ohne Gesicht« (ruß-geschwärzt oder maskiert) laufen die üblichen Kontrollmechanismen ins Leere. Hinzu kommt das Problem, daß – wie im Fall Grams – Polizei und Staatsanwaltschaft quasi in eigener Sache ermitteln. Deshalb haben Todesschützen der Polizei auch häufig eine aussichtsreiche Position bei der späteren gerichtlichen »Klärung« der Vorfälle, falls es überhaupt soweit kommt. Zumeist wird »Notwehr«, zumindest »Putativnotwehr« (vermeintliche Notwehr) zugunsten der Schützen angenommen; weitaus die meisten der Verfahren werden eingestellt oder enden mit Freispruch.

Haben Mitglieder von Sondereinsatzkommandos bei der »Terroristen«-Fahndung einen Menschen erschossen oder schwer verletzt, so werden die Namen der beteiligten Polizeibeamten von den Sicherheitsbehörden auch den Angehörigen der Opfer nicht bekanntgegeben. Ihre Vernehmung erfolgt unter Code-Nummern. So geschehen im Fall des schwer verletzten Rolf Heißler sowie des von einem Sonderkommando erschossenen, völlig unbeteiligten Taxifahrers Günter Jendrian.

Eine Offenlegung der Namen, so die Begründung im letztgenannten Fall, »würde die Einsatzbereitschaft der Polizeibeamten in schwierigen Lagen, die eine sofortige Entscheidung über den Schußwaffengebrauch verlangen, beeinträchtigen«. In erster Instanz wurde diese Begründung vom Verwaltungsgericht München bestätigt und ergänzt: Die Anonymität besonderer Polizeieinheiten müsse im Interesse ihrer Funktionsfähigkeit gegenüber der Öffentlichkeit gewahrt bleiben. In einem anderen Urteil hieß es, die – äußerst milde – Verurteilung des Polizeischützen, der einen unbewaffneten 14jährigen Jungen erschossen hatte, dürfe keinesfalls dazu führen, daß sich Polizeibeamte künftig bei vergleichbaren Einsätzen übertrieben zurückhielten.

Im übrigen werden die an Todesschüssen beteiligten Polizeibeamten polizeilich besonders betreut und mitunter auch gezielt auf das spätere Gerichtsverfahren vorbereitet. Der frühere Münchner Polizeipräsident Georg Wolf sieht solche Sonderrechte für Polizeischützen unter rein »fürsorglichen« Gesichtspunkten: »Dem Beamten soll in seinem Schock, seiner Streßsituation, nachdem er einen Menschen verletzt oder getötet hat, Gelegenheit gegeben werden, sein Verhalten und den Geschehensablauf in Ruhe zu überdenken, ehe er sich strafprozeßual verantwortlich äußert.«

Das ruhige Überdenken der Tat unter »Betreuung« durch Vorgesetzte dient mit Sicherheit nicht dem rechtsstaatlichen Anspruch der Öffentlichkeit auf eine rückhaltlose Aufklärung derart gravierender Vorfälle. Ebensowenig wie die

gebräuchliche, aus Gründen des »Staatswohls« ergehende behördliche Verweigerung oder Beschränkung von Aussagegenehmigungen für Polizeizeugen, wenn es um polizeistrategische oder -taktische Angelegenheiten geht.

Auch die an der Schießerei in Bad Kleinen beteiligten GSG 9-Beamten, die gemeinsam und vermummt zu den Verhören fliegen, haben die Möglichkeit der Zeugenabsprache, werden betreut und lediglich unter Code-Namen bzw. Nummern vernommen. Wieviele Aussagen sind bislang wohl schon »harmonisiert« und korrigiert worden, wie viele Beweismittel unterdrückt? Würde es sich um »normale« Mord- oder Totschlagsverdächtige handeln, so wären sie wegen Verdunklungsgefahr allesamt schon längst in Untersuchungshaft.

Rolf Gössner ist Rechtsanwalt und Publizist. Er lebt in Bremen

Konkret 08/93, S. 16

Jürgen Elsässer

Seit dem 14.5. wird zurückgeschossen

Der Einsatz deutscher Soldaten in Somalia ist nur ein Zwischenschritt des wiedervereinigten Deutschland auf dem Weg zu einer eigenständigen, weltweit operierenden Militärmacht

»Seit 14.5. befindet sich ein Vorauskommando des deutschen Afrikakorps im Einsatz in Somalia. Dabei wird es nicht bleiben: Unter der Larve von Uno und Nato übt die neue Wehrmacht für die alten Sonderwege. In Bosnien-Herzegowina zeigt sich exemplarisch, daß die frühere SED-These von der ›besonderen Aggressivität des deutschen Imperialismus‹ analytisch und prognostisch völlig korrekt war.«
Meldung des TV-Senders »Premiere«

Frage: »Fast auf den Tag genau 60 Jahre nach dem Machtantritt des deutschen Faschismus haben sich die Bonner Regierungsparteien auf eine Grundgesetzänderung geeinigt, die weltweite Bundeswehreinsätze möglich machen soll. Wäre mit diesem Gesetzentwurf auch wieder der Überfall auf Polen möglich?«

Ex-Admiral Schmähling: »Ja. Natürlich nicht – das war ja auch damals nicht der Fall – , indem man erklärt, wir überfallen jetzt ein anderes Land. Sondern indem man sagt, wir eilen einem anderen Land zu Hilfe. Dieser neue Begriff der Nothilfe, der von der CDU geschaffen worden ist, um die Uno zu umgehen, beinhaltet ja angeblich, im Falle eines Angriffs auf ein anderes Land diesem zu Hilfe zu kommen, bevor die Vereinten Nationen handeln.«
»Friedensblätter« Nr. 14, März 1993

Die Bundeswehr auf den Spuren der Wehrmacht – so bilanziert der ehemalige Bundeswehrgeneral Schmähling die CDU/CSU-FDP-Vereinbarung vom 13. Januar 1993. Punkt 1 und 2 dieser Vereinbarung behandeln sog. Friedensmissionen bzw. Kampfeinsätze im Uno-Auftrag, in Punkt 3 jedoch befürwortet die Bundesregierung auch eine Grundgesetzänderung, die Militäreinsätze außerhalb des Uno-Rahmens möglich machen soll – etwa, wenn irgendein Staat die Deutschen um »Nothilfe« bittet. Das wäre der offene Bruch mit dem internationalen Völkerrecht. Der Vergleich mit dem Nazi-Überfall auf Polen ist im übrigen keineswegs leichtfertige Agitation: Exakt das von Schmähling entwickelte Szenario findet sich im letzten Buch des »FAZ«-Haushistorikers Arnulf Baring (»Deutschland, was nun?«) – dort allerdings nicht als Horrorvision, sondern als Fall vorbildlicher Nachbarschaftshilfe ausgemalt.

Wie leicht ein Ersuchen um »Nothilfe« manipuliert werden kann, haben die Sowjetunion in der CSSR und Afghanistan, die USA in Grenada und Panama bewiesen. Daß die BRD diese Methoden ebenfalls beherrscht, zeigt die Skrupellosigkeit, mit der sie sich das Uno-Hilfeersuchen für Somalia zusammengetrickst hat. Es waren nämlich keineswegs die Vereinten Nationen, die deutsche Soldaten anforderten, sondern es waren die Deutschen, die der Uno ihre Militärhilfe regelrecht aufnötigten. Im Herbst 1992 bot die Bundesregierung Truppen für Unosom II an, Rühe hatte vorsorglich bereits ein Vorauskommando gegen Tropenkrankheiten impfen lassen – Boutros-Ghali jedoch winkte ab. Im Januar 1993 war der Uno-Generalsekretär zu Besuch in Bonn. Von der »FR« wurde er suggestiv gefragt, was er sich unter einer deutschen Beteiligung an Friedensmissionen vorstelle: »Sie meinen wohl nicht die Entsendung von Feldköchen, sondern von Einheiten, die in der Lage wären, sich selbst zu verteidigen?« Boutros-Ghali roch den Braten und konterte trocken: »Es ist Sache der Regierung, zu entscheiden, ob sie Köche oder Soldaten entsenden will. In beiden Fällen wären wir der Bundesregierung und dem deutschen Volk sehr dankbar.« Nach dieser Klarstellung hatte die Bundesregierung noch einiges zu tun, bis dann schließlich die ersehnte Uno-Einladung nach Somalia vorlag.

Die Manipulationen zwecks Rechtfertigung des Somalia-Einsatzes deutscher Soldaten setzten sich bis in die Details fort: Die Behauptung, es handele sich um einen Blauhelm-Einsatz, ist eine Lüge. Erstens gab und gibt es in Somalia aufgrund der inneren Zerrüttung keine staatlichen Institutionen, die die Uno um Hilfe hätten ersuchen können, was bei Peace-keeping-Missionen üblich ist. Die verschiedenen Bürgerkriegsparteien jedenfalls haben um eine Intervention nicht gebeten. Zweitens liegt der deutsche Stationierungsort Belet Uen keineswegs in »befriedetem Gebiet«, weswegen das Afrikakorps auch mit Schützen-, Spähpanzern und weiterem schweren Gerät ausgerüstet worden ist. Drittens wird von der Hardthöhe ein »Hineinschlittern« in Kampfhandlungen nicht nur in Kauf genommen, sondern zielstrebig vorbereitet. Nach einem Artikel des »Spiegel« (Nr. 20/93) ließ Heeresinspekteur Helge Hansen bereits Anfang letzten Jahres eine vertrauliche Expertise anfertigen, mit welchen Veränderungen ein »deutscher Heerestruppenteil in Brigadestärke zu rechnen habe, wenn sein Auftrag nach Verschärfung der Lage im Krisengebiet von der reinen Friedenserhaltung auf die Durchsetzung des Friedens mit Waffengewalt (peace-enforcing) erweitert werde«.

Während die Öffentlichkeit dem Uno-Bluff und Blauhelm-Trick aufsaß und eine Schein-Debatte um die Aufwertung der Vereinten Nationen und einen deutschen Militärbeitrag hierzu führte – wobei die linken Kritiker deutscher Uno-Einsätze

auch noch den Sparringspartner für dieses Schattenboxen abgaben – , wurden auf der Hardthöhe längst Fakten für militärische Sonderwege geschaffen:

· *Der Nato-Verbund wird ausgehöhlt.* Hätte vor einigen Jahren ein Schlagabtausch zwischen Nato und Warschauer Pakt aufgrund des multinationalen Nato-Frontaufbaus automatisch den Bündnisfall für sämtliche Allianzmitglieder zur Folge gehabt, so kann heute, nach Wegfall der Frontlinie, jedes Nato-Mitglied fallweise einen Einsatz mittragen – oder auch nicht. Auf Initiative der Deutschen löst sich die Nato in viele Zweierbündnisse auf: Es gibt mittlerweile eine deutsch-französische Brigade, eine deutsch-amerikanische, eine deutsch-dänische, eine deutsch-niederländische – so kann fallweise mit dem Partner interveniert werden, der den eigenen Vorstellungen am nächsten kommt. Die geplante Schnelle Eingreiftruppe der Nato, die als multinationaler Verband dem Bündnis als Integrationsfaktor dienen könnte, wird dagegen kaum als Ganzes zum Einsatz kommen: Sie ist für eine operative Führung zu groß und durch den Antagonismus zwischen Deutschland und Großbritannien, die sich die Kommandostruktur teilen, gelähmt. Auch an den politischen Strukturen frißt inzwischen der Spaltpilz: Die BRD hat vorgeschlagen, die Entscheidungen über Nato-Einsätze nicht mehr im dafür zuständigen Gremium, dem Nato-Rat, zu fällen, sondern in einzelnen Arbeitskreisen...

Der weitgehende Abzug der US-Streitkräfte aus Europa und der vollständige Abbau ihrer eurostrategischen Atomwaffen schwächt zusätzlich das Herzstück der Nato, den transatlantischen Verbund. Der Sargnagel für das westliche Bündnis (eine formale Auflösung wäre gar nicht notwendig) wäre die Übertragung des europäischen Oberkommandos von einem amerikanischen auf einen deutschen General, wie es neuerdings aus Bundeswehrkreisen und schon länger von »gaullistischen« SPD-»Linken« gefordert wird. Die bisherige Führungsmacht würde nach diesen Vorstellungen zum Hiwi der Deutschen herabgestuft und praktisch aus Europa hinausgeekelt. Publizistisch begleitet wird die Krise der Nato von abfälligen Kommentaren der regierungsnahen Tageszeitungen. »Geht es schon um das Überleben der Allianz?« höhnte die »Welt«, und die »FAZ« prophezeite der Nato bei weiterer Unbotmäßigkeit gegenüber deutschen Vorstellungen eine Zukunft »als Fossil aus der Zeit des Kalten Krieges«.

· *Die WEU wird zügig als Reserveoption aufgebaut.* Verteidigungsminister Rühe hatte gleich nach seinem Amtsantritt klargestellt: »Die Nato ist ein Bündnis für eine Area. Dabei bleibt es. Für Einsätze außerhalb ist etwas anderes nötig. Hätten wir eine handlungsfähige westeuropäische Union mit einer europäischen Eingreiftruppe unter deutscher Beteiligung, dann wäre das die richtige Antwort.« Die deutsche Vorliebe für die WEU hat zwei Gründe: In deren Statuten ist – anders als bei der Nato – das Operationsgebiet nicht festgelegt, sie kann also weltweit intervenieren. Außerdem fällt die amerikanische Kontrolle weg, und unsichere Kantonisten wie Dänemark und Griechenland sind nur als Beobachter zugelassen. Wie wenig die deutschkritischen Engländer in der WEU zu melden haben, zeigt ihr erfolgloser Protest gegen den WEU-Einsatz im ehemaligen Jugoslawien, den ersten dieses Bündnissystems überhaupt. Dort sind mittlerweile 8.000 WEU-Soldaten stationiert, wie Generalsekretär van Eekelen Anfang Mai der staunenden Öffentlichkeit bekanntgab, ohne weitere Details zu nennen (zum Vergleich: Die Nato hat der Uno 6.000 Soldaten zur Verfügung gestellt). Außerdem beteiligt sich die WEU an der Blockade der adriatischen Küste, was zwar militärischer Nonsens ist, da dieser Job schon von Nato-Schiffen übernommen wurde, aber politisch gewollt wird, um »bereits vor dem in Maastricht gesetzten Datum von 1995 zum militärischen Arm der EG zu avancieren« (»Welt«). Weiterhin setzt die WEU mit 10 Patrouillenbooten, die Hälfte davon aus der BRD, das Uno-Embargo auch auf der Donau durch. Ein Out-of-area-Einsatz? Aber nein: Das deutsche Militär trägt BGS-Uniform, da gilt das Grundgesetz nicht...

Ende Januar dieses Jahres ist die Rolle der WEU als Scharfmacher deutlich geworden: Als durch die Vance-Owen-Initiative eine Deeskalation in Bosnien kurzzeitig möglich schien, funkte die WEU dazwischen. Wenn sich die Uno als handlungsunfähig erweise, drohte der WEU-Generalsekretär, werde man eigenmächtig militärisch eingreifen, auch ohne Mandat der Vereinten Nationen. Dagegen wirkte die Nato-Stellungnahme geradezu moderat: Nach ihrer Ansicht dürfe es ohne Uno-Deckung keine Militäraktion geben.

· *Militärische Alleingänge werden möglich gemacht.* Mittlerweile ist hinreichend geklärt, daß der Verbleib des wiedervereinigten Deutschland in der Nato vor allem amerikanischem Druck zu danken ist und keineswegs auf deutsche Initiative zurückgeht. Trotzdem konnte Kohl in den 4+2-Verhandlungen die deutsche Ellenbogenfreiheit vergrößern: War bis 1990 das gesamte deutsche Militär (mit Ausnahme der Territorialstreitkräfte) der Nato unterstellt, so gibt es jetzt auf dem Gebiet der Ex-DDR ein nationales Korps, das nicht in die Nato eingebunden ist. Zum ersten Mal seit 1945 soll auch wieder eine eigene militärische Führung geschaffen werden. Wozu man heuteein Oberkommando der Wehrmacht braucht?»Trotz prinzipieller Übereinstimmung werden sich die deutschen Interessen nicht in jedem Einzelfall mit den Interessen der Verbündeten und anderer Partner decken«, stellen dazu die Bundeswehr-Langzeitrichtlinien vom November 1992 lapidar fest. Und schon ist ein solcher »Einzelfall« zur Stelle: Schon das deutsche Somalia-Korps wird nicht dem Uno-Befehlshaber unterstellt, sondern von der Hardthöhe aus befehligt.

Schwachpunkt der deutschen Sonderwegsambitionen ist nach wie vor der fehlende Zugriff auf Atomwaffen. Zwei Jahre vor Auslaufen des Sperrvertrages wird unterhalb der glatten Oberfläche der offiziellen Politik ziemlich lebhaft gemauschelt: Was die Außenpolitik angeht, so hat Mitterand-Berater Jacques Attali jüngst in seinen Memoiren enthüllt, wie penetrant

Kohl immer wieder auf Mitsprache bei der Force de frappe drängelt. Innenpolitisch gab es letztes Jahr ein Patt in der Debatte zwischen Baring und Augstein einerseits, die eigene Atomwaffen befürworten und dem Kohl-Intimus Stürmer andererseits, der dies abgelehnt hatte. Offensichtlich hat Stürmer zwischenzeitlich neue Erkenntnisse gewonnen: »Die Abschreckung im nuklearen Zeitalter lag wesentlich in den Händen der Amerikaner. Die Abschreckung neuer Art wird nicht von den Amerikanern administriert werden ... Es wird des Mutes ... in Europa bedürfen, um jene Abschreckungsmacht wieder herzustellen, welches das erste und zugleich letzte Mittel ist, den Krieg wieder zu fesseln« (»FAZ«, 24.5.93). Im Klartext ist das ein Plädoyer für eine EG/WEU-Atomstreitmacht unter deutscher Beteiligung.

Maydays

Warum die BRD eine eigenständige militärische Supermacht sein will, ist Anfang Mai in der Bosnien-Frage deutlich geworden. Dabei spitzten sich die Widersprüche in der Nato so stark zu, daß die Allianz völlig handlungsunfähig wurde. Zwei Positionen bezüglich einer Militärintervention stehen sich schon seit längerem gegenüber, die englisch-französische Variante A und die deutsch-türkische Variante B, und wenn auch in beiden Fällen von militärischem Eingreifen auf dem Balkan die Rede ist, so ist doch jeweils etwas anderes gemeint: Variante A geht von einem Bürgerkrieg aus, an dem alle Seiten beteiligt sind, will deshalb auch den serbischen Ansprüchen in Bosnien einigermaßen Rechnung tragen und (Neu-)Jugoslawien nicht angreifen. Variante B lügt den Konflikt zu einem »serbischen Angriffskrieg« um, will deshalb die Serben aus Bosnien hinaussäubern und eine Offensive gegen (Neu-)Jugoslawien entfesseln. Während sich in der Deeskalationsstrategie westliche Truppen zwischen die Frontender Milizen stellen und ein ausgeklügeltes territoriales Gleichgewicht (z.B. Vance-Owen-Plan) sichern sollen, avisiert die Eskalationsstrategie die Vereinigung der Interventionsstreitmacht mit der moslemisch-kroatischen Soldateska und den Marsch auf Belgrad.

Das Beispiel der Uno-Mission im Kongo 1960-65 hat gezeigt, daß sich ein unparteiisches Peace-keeping zu einem parteiischen Peace-making entwickeln kann. Trotzdem ist es natürlich ein Unterschied, ob ein Aggressionskrieg von vornherein angestrebt wird oder nicht – und das ist einer der Punkte, wo sich die deutschen Rambo-Vorschläge von der vorsichtigeren Strategie der Westmächte negativ abheben. Allerdings verweist die Tatsache, daß die USA unter Clinton zumindest zeitweise ebenfalls die Eskalation (Variante B) betrieben haben (undmöglicherweise auch wieder betreiben werden), auf eine Ausbreitung der »deutschen«Methode. Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg ...

Die doppelzüngige Bonner Taktik besteht darin, offiziell jeden Schritt der Nato mitzutragen, um unter dieser Tarnung selbst militärisch aktiv werden zu können – inoffiziell jeden dieser Schritte jedoch lächerlich zu machen und die Inkonsequenz der Partner zu verspotten. Kaum hatte die Nato im Herbst beschlossen, 6.000 Mann zur Uno-Unterstützung abzustellen, da unkte die »Welt« (v. 5.9.92) bereits, diese »leichte Option« sei »anämisch und risikobedroht«. Kaum war im April durch BVG-Beschluß die deutsche Awacs-Teilnahme durchgeboxt worden, da beschied die »FAZ« (v. 20.4.93), die Luftraumüberwachung »nützt nichts«. Gewürzt wird diese Häme meist mit kräftigen Seitenhieben gegen die Westmächte, die »alten Serbenfreunde« (»Welt«). Der französische Präsident ist dabei zum Haßobjekt Nr.1 der deutschen Pickelhaubenfraktion geworden: »Mitterand leistete gegen den Zerfall Jugoslawiens denselben Widerstand, den er gegen die Vereinigung Deutschlands und den Untergang der Sowjetunion entfaltet hatte«, giftete die »Welt«.

Exemplarisch können die Widersprüche an den deutschen Stellungnahmen zum Vance-Owen-Plan demonstriert werden. Dieser Plan kommt den deutschen Interessen weit entgegen: Mit den vorgesehenen bosnisch-kroatischen Provinzen stellt er praktisch ein Groß-Kroatien in den Grenzen von 1941 wieder her, weshalb zunächst nicht nur die bosnischen Serben den Plan ablehnten, sondern auch die bosnischen Moslems (was hierzulande kaum erwähnt wird, um die antiserbische Stimmung nicht zu verwässern). Während die offizielle deutsche Diplomatie den Plan deswegen verteidigte, wurden weitergehende Ansprüche längst formuliert. Massiv wurden sie Anfang Mai vorgetragen, als die Clinton-Administration zwischenzeitlich auf eine Angriffsoption im deutschen Sinne umgeschwenkt war. Durfte man vor einem Jahr noch rätseln, was Kinkel mit seinem Ausspruch, die Serben müßten »in die Knie gezwungen« werden, tatsächlich gemeint hatte, so redeten seine militärischen und publizistischen Ratgeber jetzt Fraktur: Am 4. Mai berichtete Bundeswehr-General Graf von Kielmannsegg im ZDF von detaillierten Planungen für Militärschläge gegen Belgrad unter Beteiligung der Bundeswehr, die er für die Nato ausgearbeitet habe und die leider noch nicht akzeptiert worden seien. Am 7. Mai warnte die »Welt« die Westmächte: »Halbe Maßnahmen wären in dieser späten Stunde die gefährlichsten ... Eingreifen heißt Durchgreifen.« Am Tag darauf kritisierte die »FAZ« Szenarios, wonach »Nato-Verbände in Kämpfe verwickelt werden, ohne daß sie den Angreifer vernichten dürfen.« Am 10. Mai machte wiederum die »Welt« klar, was mit »vernichten« gemeint ist: »Strategische Bombardements des Hauptstaates Serbien« seien jetzt vorzubereiten, denn: »Nachdem im Balkan-Konflikt so gut wie alles versäumt wurde, geht es jetzt weniger um eine Befriedung als um eine Bestrafung des serbischen Aggressors. Es gilt nur noch, ein massives Exempel zu statuieren.«

Die Vorbereitungen für einen solchen Terrorangriff liefen bereits auf vollen Touren: Anfang Mai hatte vor den Küsten Portugals das größte Nato-Seemanöver der letzten 10 Jahre begonnen, gleichzeitig übte die Nato-Eingreiftruppe AMF in Süditalien. Daß man dabei an eine mögliche Invasion auf dem Balkan dachte, wurde ausdrücklich nicht dementiert. Es ist

aufschlußreich, daß in beiden Fällen deutsche Einheiten mit von der Partie waren. Kurz darauf traf Kinkel in Zagreb und Kohl in Ankara ein, um mit den deutschen Achsenpartnern das weitere Vorgehen abzuklären.

Zwei Tage später zogen die Westmächte die Notbremse und einigten sich mit Rußland und Spanien auf neue Vorschläge zur Befriedung von Bosnien-Herzegowina. Was die »FAZ« als »verheerende Wende« bezeichnete und die »Welt« mit dem Stoßseufzer »Moskau führt nun die Bosnien-Diplomatie« quittierte, ist nicht nur eine deutliche Absage an die deutschen Stahlhelmer, sondern auch ein Stück Selbstkritik: Der Fünfer-Vorstoß kippte den Vance-Owen-Plan und verzichtete auf eine militärische Wiederherstellung der Staatlichkeit Bosnien-Herzegowinas – womit de facto dessen völkerrechtliche Anerkennung revidiert wurde, die vor gut einem Jahr zum Ausbruch der Kämpfe geführt hatte. Truppen sollen nur zum Schutz der Moslem-Gebiete stationiert werden, d.h. orientiert wird auf ein Ausglühen des Konfliktes und nicht auf ein parteiisches Eingreifen. Izetbegovic reagierte darauf panisch und rief seine Landsleute zum »totalen Krieg« gegen die Serben auf. Rühe, dem dieser Slogan wohl sympathisch war, wollte den Nato-Rat nötigen, für diesen Wahnsinn Waffen zu liefern, wurde aber nur von seinen türkischen Kollegen unterstützt.

Es sollte noch besser kommen. Als der Bundeskanzler beim EG-Gipfel Mitte Juni erneut das Waffenembargo für die bosnischen Muslime aufheben lassen wollte, fuhr er mit 1:11 eine herbe Abstimmungsniederlage ein – isolierter ist Deutschland in diesem Gremium wohl selten gewesen. Zu der Niederlage kam die Blamage: Kohl hatte für seinen Vorstoß mit einem Brief von Präsident Clinton geworben, anderntags ließ das State Department aber durchblicken, daß das Schreiben – so die »FAZ« – »nur eingeschränkt ernstgemeint« gewesen sei. Reißmüller tobte: »Die Sache ist faul, oberfaul«, das US-Außenministerium habe Kohl »wie einen vereinsamten Hochstapler erscheinen lassen«. Hochstapler-Karrieren können übrigens schnell zu Ende gehen, wie das Beispiel Izetbegovic zeigt: Nur wenige Stunden nach der Zurückweisung des Kriegskurses auf dem EG-Gipfel wurde er als bosnischer Staatspräsident entmachtet.

Was mag die Vollbremsung der Westmächte bewirkt haben? Einerseits sicherlich der anhaltende Widerstand hoher Militärs: US-General Powell hatte aus seiner Skepsis nie einen Hehl gemacht, und im britischen Generalstab reichte die Renitenz bis zur Androhung von Befehlsverweigerung. Andererseits hatte die ebenfalls Anfang Mai einsetzende Offensive der Kroaten gegen ihre bisherigen moslemischen Bundesgenossen noch einmal deutlich gezeigt, daß es nicht um eine einseitig anti-serbische Schuldzuweisung gehen konnte und daß der Pakt Bonn-Zagreb endlich einen Dämpfer brauchte. »Es ist nicht zu verkennen, daß Deutschland wegen der angeblich erzwungenen Anerkennung Kroatiens zunehmend die Schuld an der jetzigen Lage zugeschoben wird«, referierte die »FAZ« die Stimmung in der EG wenige Tage vor Abbruch des Vabanque. Als dieser Vorwurf im Juni durch den amerikanischen Außenminister Christopher und den ehemaligen französischen Außenminister Dumas in den Rang einer offiziellen Protestnote gehoben wurde, sprang der Bundesregierung nicht nur die Bürgerpresse, sondern auch die linksdeutsche Journaille zur Seite. Die Kritik der Westmächte sei »eine Geschichtsklitterung für durchsichtige Zwecke«, machte die realo-grüne »taz« Stimmung, und der PDS-nahe »ak« mokierte sich über die »Legende von der vorschnellen Anerkennung«, in Wirklichkeit seien die Bonner Diplomaten realistischer gewesen als alle anderen.

Die Ereignisse im Mai 1993 werden zwei Prozesse beschleunigen: Den Deutschen ist klar geworden, daß sie ohne ein eigenes militärisches Drohpotential im Konfliktfall immer den kürzeren ziehen werden; das heißt, die Versuche, durch legislative, politische, militärische und massenpsychologische Anstrengungen dieses Drohpotential einsatzbereit zu machen, werden sich intensivieren. Und die Westmächte haben, vermutlich zum ersten Mal seit der Durchsetzung des Atomwaffensperrvertrages gegen die deutschen Ambitionen, eine Übereinkunft mit Moskau dem Konsens mit Bonn vorgezogen und damit Clintons rasante Annäherung an die deutschen Stahlhelmer wenigstens vorläufig gestoppt. Die Nato wurde in diesem Konflikt paralysiert – was die zentrifugalen Tendenzen im westlichen Bündnis weiter forcieren muß.

Der deutsche Griff zur Weltmacht ist also in vollem Gange, aber noch längst nicht »geglückt«, wie Georg Fülberth suggeriert, und Appeasement-Theoretiker wie Robert Kurz, die ständig die Unmöglichkeit deutscher Kriegszüge postulieren, erscheinen wie ein ideologisches Relikt aus der Zeit des Schönwetter-Imperialismus der untergegangenen Bonner Republik. Schlimm, daß einige Militärs einen klareren Blick für die Realitäten haben als die Crème der linken Intelligenzija. So äußerte der spanische Luftwaffengeneral Gomez, Europa befinde sich in einer Situation, »die wir fast als Vorabend eines Krieges bezeichnen können ... Die Haltung Deutschlands, sich in den Führer Europas verwandeln zu wollen, könnte einige Risiken wie beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges aufwerfen.«

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 3/93 über den Zerfall der CFSR und seine Folgen

Kasten Seite 19

Count-Down

Die folgende Chronologie zeichnet die wesentlichen Stationen der Entfesselung der Bundeswehr zum Zwecke weltweiter Einsätze nach. Besonders deutlich wird, daß die SPD dabei nicht nur die Vorgaben des Regierungslagers nachvollzogen hat, sondern zeitweise selbst vorantreibendes Element war.

16.10.1987: Eine Studie des Bundesverteidigungsministeriums (BMVg) konterkariert Erklärungen des Auswärtigen Amtes, das eine Abkehr von der bisherigen geographischen Festlegung der Bundeswehr und die Ermöglichung von Out-of-area-Einsätzen ablehnt. Dagegen werden BuWe-Einsätze auf Hoher See, bei der Minenräumung und zum Schutz deutscher Staatsbürger im Ausland befürwortet. Begründung: Ein »Angriff eines Staates auf ein völkerrechtlich geschütztes Rechtsgut der Bundesrepublik Deutschland« sei weltweit denkbar...

2.5.1988: Die öffentliche Diskussion um eine Grundgesetzänderung beginnt. Ausgelöst wird sie durch eine Initiative von Scheer, Gansel, Voigt und Bahr (SPD), die die Beteiligung der Bundeswehr an UN-Friedenseinsätzen ermöglichen wollen.

3.9.1988: Der Münsteraner Parteitag der SPD beschließt: »Jeglicher militärischer Einsatz der Bundeswehr außerhalb der Bündnisgrenzen ist unzulässig.« Auch die Beteiligung an»friedenssichernden« Missionen wird abgelehnt.

August 1990: Bundeskanzler Kohl drängt in der WEU auf ein Votum für einen von der Bundeswehr mitgetragenen Golf-Einsatz; der Vorstoß wird durch eine gezielte Indiskretion des italienischen Außenministers bekannt – und ist damit kompromittiert.

16.8.1990: 5 Minensuchboote und 2 Versorgungsschiffe mit insgesamt 500 Marinesoldaten beteiligen sich am Aufmarsch gegen den Irak, und zwar im östlichen Mittelmeer, also »within the area«, allerdings mit der Einschränkung: »vorläufig«.

25.9.1990: Außenminister Genscher wechselt seine Position und spricht sich erstmals (vor der Uno-VV) für die Änderung des Grundgesetzes für Out-of-area-Einsätze der Bundeswehr aus.

3.10.1990: Verteidigungsminister Stoltenberg schlägt vor, 60 Tornados an die türkisch-irakische Grenze zu verlegen. Die Verbündeten übergehen den Vorstoß.

25.1.1991: 18 Alpha-Jets werden während des Golfkrieges an die türkisch-irakische Grenze verlegt.

Februar 1991: Minensuchboote der Bundeswehr operieren im Kriegsgebiet Naher Osten/Mittelmeer.

April 1991: Nach Ende des Golfkrieges werden Pioniereinheiten der Bundeswehr unter UN-Flagge in den Iran entsandt.

31.5.1991: Der Bremer Parteitag der SPD beschließt, Bundeswehr-Teilnahme beschränkt auf Blauhelm-Missionen möglich zu machen.

Juli 1991: 34 Luftwaffensoldaten werden in Zagreb stationiert, um im Rahmen der Uno Hilfsflüge nach Sarajevo zu fliegen (Einsatz dauert an).

Oktober 1991: 43 Heeresflieger nehmen an der Uno-Inspektion des irakischen ABC-Waffenarsenals teil (Einsatz dauert an).

Oktober 1991: Die WEU beschließt auf Drängen Genschers die Aufstellung einer Eingreiftruppe für Jugoslawien. Der Einsatz scheitert an Differenzen über seine konkreten Ziele.

11.1.1992: Oskar Lafontaine befürwortet eine Ausdehnung der Nato bis zum Ussuri. Verteidigungsminister Rühe widerspricht.

1.2.1992: Ein erster Entwurf für neue »Verteidigungspolitische Leitlinien« wird vom BMVg präsentiert. Die »Süddeutsche Zeitung« kommentiert: »Es wird das Bild einer Armee entworfen, die den Welthandel aufrechterhält, global den Zugang zu Rohstoffen sichert und allenthalben für Stabilität sorgt.«

Mai 1992: 142 Sanitätssoldaten der Bundeswehr und 75 BGS-Beamte werden zum Uno-Einsatz nach Kambodscha entsandt.

4.6.1992: Die Osloer Tagung der Nato hebt die bisherige Begrenzung für Nato-Einsätze auf und bietet Truppen für Uno-Missionen an.

19.6.1992: Petersberger Tagung der WEU beschließt Aufstellung von Interventionstruppen, die der KSZE für Kampfeinsätze zur Verfügung stehen sollen. Im Fernsehen erklärt Minister Rühe, deutsche Soldaten würden schon 1993 an Blauhelmeinsätzen, 1995 an Uno-Kampfeinsätzen teilnehmen.

15.7.1992: Ein Zerstörer und Flugzeuge der Bundesmarine beteiligen sich in der Adria an der Durchsetzung des Uno-Embargos gegen Jugoslawien. Die von Nato- und WEU-Schiffen überwachten Sanktionsmaßnahmen waren auf deutschen Druck beschlossen worden (Einsatz dauert an).

August 1992: Heeresinspekteur Hansen ordnet mit einer ausführlichen »Weisung Nr. 1« den Aufbau der »Krisenreaktionskräfte« an, also einer Truppe für weltweite Interventionen. Ohne jede rechtliche Regelung wählt Hansen schon die Bataillone für die KRK aus. Minister Rühe war über diese »Eigenmächtigkeit« Hansens unterrichtet.

7.8.1992: Der SPD-Abgeordnete von Bülow spricht sich für Nato-Luftangriffe gegen (Rest-)Jugoslawien aus; Minister Rühe (CDU) lehnt ab.

22.8.1992: Die Petersberger Konferenz der SPD votiert für eine Grundgesetzänderung, die Bundeswehr-Einsätze im UN-Auftrag auch für andere als Peace-keeping-Missionen möglich machen soll (»Blauhelm + x«).

August 1992: 44 Luftwaffensoldaten werden in Mombasa (Kenia) stationiert, um von dort Hilfsgüter nach Somalia zu schaffen (Einsatz dauert an).

Oktober 1992: 162 deutsche Soldaten beteiligen sich an Bord der Awacs-Aufklärer an der Nato-Überwachung des Luftraums über Bosnien-Herzegowina (Einsatz dauert an).

4.10.1992: Die »Schnelle Eingreiftruppe« der Nato wird offiziell in Bielefeld gegründet. Bis 1995 soll sie auf ihre vorgesehene Stärke von 100.000 Mann anwachsen.

27.10.1992: Der Düsseldorfer CDU-Parteitag beschließt, daß die Bundeswehr künftig auch ohne Uno-Mandat Kampfaufträge wahrnehmen soll.

5.11.1992: 6.000 Nato-Soldaten treffen in Bosnien ein, um im Auftrag der Uno humanitäre Hilfsaktionen zu schützen.

17.11.1992: Ein Sonderparteitag der SPD bestätigt die »Petersberger Beschlüsse« der Partei im wesentlichen.

22.11.1992: Minister Rühe spricht sich für die Verabschiedung eines »Entsendungsgesetzes« aus, das Out-of-area-Aktionen der Bundeswehr generell legitimieren soll, falls mit der SPD eine Verfassungsänderung nicht möglich ist.

26.11.1992: Minister Rühe erläßt »Verteidigungspolitische Richtlinien«, die bis zum Jahre 2006 verbindlich sind und die den weltweiten Einsatz der Bundeswehr vorsehen. 20.000 bis 40.000 Mann sollen als »Krisenreaktionskräfte« (KRK) für diesen Zweck in ständiger Bereitschaft stehen.

13.1.1993: Die Koalitionspartner CDU/CSU und FDP einigen sich auf einen Vorschlag für eine Verfassungsänderung, der weltweite Militäreinsätze auch ohne Uno-Mandat möglich machen soll. Es genügt der Trick, den die UdSSR 1968 in der CSSR angewendet hat: Irgendjemand bittet die BRD um »Nothilfe«.

2.1.1993: WEU-Generalsekretär van Eekelen droht mit einem Alleingang der WEU in Bosnien, auch ohne Uno-Mandat.

2.4.1993: Der SPD-Bundestagsabgeordnete Gerster (Arbeitsgruppe Verfassung) bietet der CDU einen Kompromiß für eine Grundgesetzänderung an: Statt einer Festlegung auf eine bestimmte Einsatzart der Bundeswehr (z.B. Blauhelme plus x) solle nur festgelegt werden, welche Mitbestimmungsmöglichkeiten der Bundestag bei einem Interventionseinsatz hat (unabhängig davon, welchen Charakter der jeweilige Einsatz trägt).

12.4.1993: Nato-Flugzeuge beginnen den ersten Kampfeinsatz seit Bestehen der Militärallianz: Durchsetzung des Flugverbotes über Bosnien-Herzegowina. Nach einem Entscheid des Bundesverfassungsgerichts (BVG) dürfen deutsche Soldaten in den Awacs-Flugzeugen an den Kampfhandlungen teilnehmen.

26.4.1993: Der sozialdemokratische Kanzlerkandidat und Vorsitzende seiner Partei, Björn Engholm, spricht sich für die Teilnahme der Bundeswehr an weltweiten Kampfeinsätzen aus (»Spiegel« Nr. 17/1993).

Mai 1993: Nato-Manöver zur Vorbereitung auf eine Militärintervention in Ex-Jugoslawien: In Süditalien übt die Schnelle Eingreiftruppe AMF, vor der portugiesischen Küste ein Flottenverband – beide Male unter Beteiligung deutscher Einheiten.

14.5.1993: Das Vorauskommando der Bundeswehr trifft in Belet Uen /Somalia ein. Etwa 1700 Soldaten sollen an der Mission teilnehmen.

2.6.1993: 42 BGS-Soldaten nehmen an der WEU-Blockade der Donau (zur Durchsetzung des Embargos gegen (Rest-)Jugoslawien) teil; 5 BGS-Soldaten nehmen an der Uno-Mission in der Westsahara teil.

14.6.1993: Rühe und Kinkel einigen sich mit Scharping und Klose auf eine Grundgesetzänderung, die unterschiedslos Blauhelm- und Kampfeinsätze möglich machen soll, sofern sie vom Parlament mit einer Zweidrittelmehrheit beschlossen werden. Der Deal scheitert am Einspruch von Kohl und Schäuble.

16.6.1993: Das BVG weist den Eilantrag der SPD gegen die Somalia-Mission zurück.

2.7.1993: Der Bundestag erfüllt die Auflage des BVG und sanktioniert die Entsendung der Bundeswehrsoldaten nach Somalia. Die SPD-Fraktion erklärt ihre Unterstützung für Out-of-area-Einsätze im allgemeinen und Somalia im besonderen, stimmt aber gegen die Regierungsvorlage, weil zuerst eine Grundgesetzänderung beschlossen werden müsse.

Konkret 08/93, S. 21

Matthias Küntzel

Moltkes Rückkehr

Klaus Naumann, der Chef des neuen deutschen Generalstabs, ist ein moderner Militärführer, dem daran liegt, daß seine Rekruten nicht nur in blindem Gehorsam, sondern »im Rahmen ihrer staatsbürgerlichen Verantwortung« fürs Vaterland sterben. Im übrigen möchte er »der Bundeswehr eine Siegermentalität« verpassen

Der Chef des deutschen Generalstabs hat sich 1993 eine Blöße gegeben, die über den ideologischen Standort der Bundeswehrführung mehr verrät, als dem Verteidigungsminister lieb sein kann. Endlich erlebe man das Ende einer Zeit, frohlockte er vor Generalstabsoffizieren, die nicht erst 1945 oder 1917 begonnen habe, sondern: »Zu Ende geht eine Periode, die in der Französischen Revolution 1789 ihren Anfang hatte. ... Sie geht zu Ende, weil Ideologien, die nur leben können, wo sie mit der Mischung von Lüge und Wahrheit arbeiten können, in einer durch moderne Kommunikation vernetzten Welt keinen Platz mehr haben.«

Postmodern angestimmt erklingt hier jenes prämoderne Lied, das deutsche Soldaten 1870, 1914 und 1940 gen Paris marschieren hieß und das gegenüberstellt: Dort den egalitären Universalismus der bürgerlichen Revolution, mit der das Unheil seinen Anfang genommen habe – hier das deutsche völkische Prinzip, welches der Geschichte durch Beseitigung der »Ideen von 1789« zu ihrem Recht verhülfe. Dort der oberflächliche Rationalismus der »Westmächte« – hier die gemüthafte Tiefe deutscher Kultur. Dort also der »Ausländer« und hier Wolfgang Schäuble, der erklärt: »Wir schöpfen unsere Identität nicht aus dem Bekenntnis zu einer Idee, sondern aus der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk.«

Der Soldat, der das Zeitalter der bürgerlichen Revolution zu Grabe tragen will, heißt Klaus Naumann. Er ist Generalinspekteur der Bundeswehr und damit de facto Chef des neuen deutschen Generalstabs, wie er selbst gerne betont. Naumann ist die treibende Kraft hinter Rühes neuer Reichswehr, die er nach eigenem preußischen Vorbild formt.

Seine biographischen Daten sind rasch referiert. Unter dem Eindruck der Budapester Ereignisse von 1956 hatte der 1939 geborene, den, wie er sagt, »sittlichen Entschluß« gefaßt, Berufssoldat zu werden. Es folgten 1960 die Ernennung zum Leutnant, 1970 der Beginn der Generalstabsausbildung und 1981 der Amtsantritt im Brüsseler Nato-Hauptquartier. 1986 wurde er Planungschef des Bonner Führungsstabs der Streitkräfte, kurz darauf des Kanzlers engster Militärberater. Als »note-taker« war Naumann dabei, als Gorbatschow und Kohl in »Vier-Augen-Gesprächen« die deutsche Einheit besiegelten. Auf seine Einflüsterungen soll der damals gegen Genscher durchgesetzte Plan zurückgegangen sein, Ostdeutschland dem Schutz der Nato, die dort stationierten Soldaten jedoch einem nationalen deutschen Oberkommando zu unterstellen. Naumanns Ernennung zum ersten Generalinspekteur der vereinten Nation setzte Kohl dann persönlich mit einer »reichlich schroffen« Intervention gegen die Personalplanung der Hardthöhe durch. »Jetzt wird es ungemütlich in der Bundeswehr«, soll am 1. August 1991 bei der Amtsübergabe-Zeremonie ein General gestöhnt haben. In der Tat. Der Münchener ist der erste Generalinspekteur, dem selbst die »Zeit« »das Zeug zum Fanatiker« attestiert.

Naumann gehört zu jenem Typ von Offizier, der die Kleiderordnung seiner Männer im Manövergebiet morgens um vier persönlich überprüft. »Ihm scheint nichts zu viel zu werden«, schreibt die »Zeit«, »und das erwartet er auch von anderen, die mit ihm dienen.« Feldverpflegung und soldatische Gemeinschaft hat dieser Mann auch dann im Sinn, wenn das bürgerliche Deutschland sein Familienfest begeht.

Heiligabend 1991: Familienvater Naumann zieht es zu den wachhabenden Unteroffizieren an den vorgeschobensten Posten der Bundeswehr, den Panzerstützpunkt Engersin an der polnischen Grenze. Der sentimentale Mythos wird im Folgejahr wiederholt. Advent 1992: Naumann reist zur Weihnachtsfeier, welche die Soldaten der »Maultier-Kompanie der Gebirgsjägerbrigade 23« bei ihren 130 Mulis im Stall veranstalten. Mit ihm die Generalstabschefs der neun an Deutschland grenzenden Staaten, die sich eingedenk der neuen Machtverhältnisse in Europa genötigt sehen, der Einladung ihres übergeschnappten Kollegen zur »Stall-Weihnacht« Folge zu leisten. Heiligabend 1992: Klaus Naumann bei einer Dienstpremiere in Kambodscha. »Zum erstenmal seit 1944 verbringen deutsche Soldaten im Einsatz das Weihnachtsfest draußen im Felde«, erklärt er vor seiner Abreise nach Pnom Phen. Ob die nächste Bescherung noch am Horn von Afrika stattfinden wird oder schon in Moldawien, ist noch offen. Dem General ist im Moment nicht die Geographie wesentlich, sondern der Gestus: Egalität der Uniformen, Gemeinschaft des Führers mit seinen Soldaten, dankbare Pflichterfüllung und freudig ertragene Entbehrung sind ihm Voraussetzung für erfolgreiche deutsche Militäraktionen. »Ich bin ein Gewissenstäter«, bekennt er freimütig. »Für den Binnenbetrieb möchte ich einen Slogan finden, der der Bundeswehr eine Siegermentalität gibt. Das, was die Amerikaner nach dem Trauma des Vietnam-Kriegs mit dem Begriff der ›Army of Excellence‹ nach vorne gerissen hat – so etwas ähnliches müßten wir erfinden.«

Nach vorne gerissen hat Naumann die Rekrutenschinderei. Die Vorgesetzen aller Dienstgrade werden von ihm angehalten, »die Denkmuster der Vergangenheit zu überwinden«. Diese Aufforderung zielt nicht auf den Mustersoldaten, der für seine schwarzen Kumpel in Belet Uen medienwirksam nach Wasser gräbt und als Blauhelmengel kambodschanische Kinder mit Heftpflaster versorgt. Überwunden werden soll, was die Kriegsführung hemmt: »Speck und Rost«, »Bequemlichkeit und

Routine«, »Weinerlichkeit und Verzagtheit«. Und wer im neuen Preußen nicht sputet, fliegt raus: »Offiziere, die an Privilegien mehr denken als an Pflichterfüllung, sollen die Bundeswehr verlassen.« Entsprechend seiner Vorgabe »hart, fordernd und kriegsnah« werden erstmals ab Herbst 1993 neue Ausbildungsrichtlinien umgesetzt. Der im Frühjahr dieses Jahres verabschiedete Erlaß über die »Innere Führung« gibt Auskunft: »Die Soldaten sind auf den Einsatzfall so realistisch wie irgend möglich vorzubereiten.« Das meint: »Heranführen an die physische und psychische Leistungsgrenze«; »Erleben des Waffeneinsatzes in der Duellsituation«; »Härte und Entbehrungen bis an die Grenze der eigenen Leistungsfähigkeit«.

Naumann ist ein Kommißkopp, aber eben nicht nur. Er wirbt zwar für mehr »Dienst- und Opferbereitschaft in unserer Gesellschaft«. Und er mobilisiert mit seiner Aufforderung, der erste tote Soldat solle »bei uns nicht zu Streit führen, sondern uns in der Gemeinsamkeit von Trauer, Mitgefühl und Respekt einen«, schon heute für den erwarteten nationalistischen Pomp. Zugleich aber ist er der erste deutsche General, der an der Nationalen Verteidigungsakademie Israels einen Vortrag halten und in der Gedenkstätte Yad Vashem – in vollem Wichs – einen Kranz niederlegen darf und der seinen Truppenführern zu Hause einen Appell »zur Vorbeugung von Ausländerfeindlichkeit und Radikalismus in der Bundeswehr« präsentiert. Blinder Gehorsam und politischer Diskurs bilden für ihn eine Einheit. Ihm soll der deutsche Soldat nicht nur Befehlsempfänger, sondern zugleich Überzeugungstäter sein. Nicht »Fremdenhaß« soll die Rekruten zu Mördern machen, sondern »ihr Wissen um die Notwendigkeit des Auftrags«. Sie sollen nicht einfach so für ihr Vaterland sterben, sondern »im Rahmen ihrer staatsbürgerlichen Verantwortung«. Weil Naumann also diskussionsfreudig ist und »brillant im Vortrag, leise im Ton« hat ihn die »Woche« als »General Querulant« ausgesprochen liebevoll porträtiert.

Naumann macht »den Eindruck, als sei er jemand, der sich mit großem Kraftaufwand beherrschen müsse«, sagt einer, der ihn kennt. Seine Fähigkeit zur Selbstkontrolle hat er unter Beweis gestellt, als er, statt dem Nationalismus zu frönen, einen Slogan in die Debatte warf, der wie kein anderer dazu beigetragen hat, die liberale Journaille mit der neuen »Siegermentalität« zu versöhnen: den Satz von der »Re-Nationalisierung« deutscher Sicherheitspolitik, die angeblich drohe, falls Deutschland sich in Jugoslawien oder Somalia nicht engagiere.

Ebenso perfide wie perfekt hat Naumann damit den Inhalt seiner Tätigkeit – die Re-Nationalisierung deutscher Kriegspolitik – in sein Gegenteil verkehrt:

· Die »nationale Führungsfähigkeit« der Bundeswehr hat er auf allen Ebenen wiederhergestellt. So wurde für die Armee eine vollständige nationale Kommandostruktur mit Hauptquartier in Koblenz und den Kommandoposten Nord (Münster), Süd (Ulm) und Ost (Potsdam) etabliert und an der Spitze der Hardthöhe ein »Führungsrat« unter Einschluß des Generalstabschefs aufgebaut.

· Der Charakter der deutschen Nato- und WEU-Mitgliedschaft wurde grundlegend verändert: War in der Vergangenheit die Bundeswehr eine Funktion der Nato, so verhält es sich im Selbstverständnis der Hardthöhe heute umgekehrt. Der Wert der Bündnisse wird danach bemessen, ob sie für »deutschen Wertvorstellungen und Interessen« (so die neue Bundeswehr-Richtlinie) instrumentalisierbar sind oder nicht. Wenn ihre Existenz noch verteidigt wird, dann deshalb, weil das Kräfteverhältnis eine andere Option jetzt und in absehbarer Zukunft nicht erlaubt. Man wolle vorläufig festhalten an der »Bündnisbindung an die Nuklear- und Seemächte der Nordatlantischen Allianz« heißt es in der neuen Richtlinie, »da (sprich: solange) sich Deutschland als Nichtnuklearmacht und kontinentale Mittelmacht mit weltweiten Interessen allein nicht behaupten kann«.

· Neu durchgesetzt hat Naumann für die Bundeswehr eine Offensivstrategie, die der General als »Strategie aktiv ordnender, nicht reaktiver Konfliktverhinderung« bzw. als »ganzheitlichen Ansatz von Schützen und Gestalten« und als »Lehre aus der Tragödie von Bosnien« zu verkaufen versteht. Der einschlägig erfahrene CDU-Politiker Alfred Dregger brachte die dahinterstehende Überlegung auf den Punkt: Man müsse »zur rechtzeitigen Intervention in einer friedensgefährdenden Krise« und »zu einer strategischen Gegenkonzentration in der Lage sein, noch bevor die Krise in eine bewaffnete Auseinandersetzung mündet«.

· »Zukünftig muß militärisches Krisen- und Konfliktmanagement im erweiterten geographischen Umfeld« erfolgen, schreibt die Richtlinie fest und meint: global. Insbesondere im Hinblick auf die osteuropäische Krisenregion »drängt Kohl darauf, der Bundeswehr Kampfeinsätze zu ermöglichen. Sie sollen dabeisein können, falls sich demnächst die Nato im Uno-Auftrag im Osten zwischen die Fronten wirft«, hieß es im »Spiegel«, wobei hinter das »zwischen« wohl ein Fragezeichen gesetzt werden darf: In der als deutsche Einflußzone betrachteten Region werden »unparteiische« Bundeswehreinsätze nicht möglich sein.

Was aber, wenn man den General und seine neuen Streitkräfte mit der wesentlichsten, der Frage nach dem Nationalsozialismus, konfrontiert? Dann zeigt sich, was deutsche Normalität ist: Ein Generalstabschef bringt es fertig, a) Bundeswehr-Hilfseinsätze in der GUS durch uniformierte Soldaten damit zu begründen, daß hierdurch »Erinnerungen an frühere deutsche Uniformen in den Hirnen der sowjetischen Menschen gelöscht« werden könnten; b) eingedenk jener Uniformen vor der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem sein Haupt zu beugen, c) seine Verbundenheit mit eben jenen Uniformen durch Teilnahme an einem Treffen von Bundeswehr-Einheiten mit ehemaligen Gebirgsjägern der Wehrmacht

unter Beweis zu stellen, um gleichzeitig d) dem Rechtsradikalismus in der Bundeswehr, dem diese Uniform Programm ist, mit Verve entgegenzutreten.

Deutsche Normalität: Bekanntlich hat die Wehrmacht allein in Jugoslawien mehrere zehntausend Männer in Strafaktionen an die Wand gestellt und deren Frauen, Kinder, sowie Greise durch Gaswagen ermorden lassen. Entsprechende Wehrmachtsberichte (»Das Ausheben der Gruben nimmt den größten Teil der Zeit in Anspruch, während das Erschießen selbst sehr schnell geht – 100 Mann, 40 Minuten«) liegen vor. Zu einer »Bewertung« der Taten der Wehrmacht sehe man sich trotzdem aber »noch nicht« in der Lage, heißt es in der vor wenigen Wochen verabschiedeten neuen Dienstvorschrift über die »Innere Führung«:

»Richtlinien für die Tradition stehen in enger Beziehung zu den Grundlagen und Grundsätzen der Inneren Führung. Zum Zeitpunkt des Erlasses dieser Dienstvorschrift ist die Bestandsaufnahme und Bewertung wesentlicher Teile der jüngeren deutschen Geschichte noch nicht abgeschlossen. Unstrittig ist jedoch, daß die mit der Vereinigung Deutschlands aufgelöste Nationale Volksarmee wegen ihres Charakters als Partei- und Klassenarmee eines kommunistischen Systems keine Tradition für die Bundeswehr stiften kann.«

Hinter diesen Sätzen steht das Bemühen um eine Neubewertung der Nazi-Armee, welche die in der alten Bundesrepublik noch für notwendig gehaltene Abgrenzung überwindet. Der ursprünglich vorgelegte Entwurf für einen Traditionserlaß war von Naumann zurückgezogen worden. Nicht wegen einer darin enthaltenen Passage,in der es über die NS-Jahre heißt, daß »soldatische Haltung von Soldaten und Truppenteilen, die in dieser Zeit ehrenhaft gehandelt und tapfer gekämpft haben, die Achtung und den Respekt der Bundeswehr (verdienen)«. Sondern weil an anderer Stelle »eine Bindung der Tradition der Bundeswehr an die Wehrmacht als Institution« ausdrücklich abgelehnt worden war. Auf eben diese Bindung zwischen Wehrmacht und Bundeswehrmacht wollen weder Naumann noch die Bundesregierung noch länger verzichten. Da heute als Ausbildungsziel das kriegstüchtige Heer vorgegeben sei, müsse »das Studium der Feldzüge des Zweiten Weltkrieges zum Selbstverständnis der Mehrzahl der Offiziere gehören«, schreibt die bundeswehrnahe Zeitschrift »Europäische Sicherheit«. Voraussetzung dafür aber sei, »zu einem fairen Miteinander mit der Generation unserer Väter und Großväter« zu finden, »wie es in anderen Nationen eine Selbstverständlichkeit ist«. Die Bundeswehr dürfe sich nicht »von den Wurzeln (lösen), die ihre aus der Wehrmacht hervorgegangenen Gründer mit Sorgfalt und vorbildlichem persönlichem Engagement in den Boden gesenkt haben, denn es handelt sich dabei zugleich um die Wurzeln, die sehr viel tiefer in die Vergangenheit deutscher Geschichte und Militärgeschichte hinabreichen.« (»Europäische Sicherheit« 2/92)

Die Siegermentalität der Bundeswehr hat ihre Wurzeln in der Vergangenheit der deutschen Militärgeschichte, die nicht nur von Hitler und Keitel oder Wilhelm II und Moltke dem Jüngeren geschrieben wurde, sondern auch von Bismarck und dessen Generalfeldmarschall von Moltke, die gegenüber den Erstgenannten den Vorzug aufweisen, für Deutschland nicht nur gekämpft, sondern auch gesiegt zu haben. Moltke, der preußische Generalstabschef, hatte als Sieger von Königgrätz und Sedan den Aufstieg Deutschlands zur europäischen Kontinentalmacht erst ermöglicht. 1870/71 hatte er mit dem »Erbfeind« zugleich die »Ideen von 1789« besiegt und dafür gesorgt, daß im Spiegelsaal von Versailles das Deutsche Reich proklamiert werden konnte, welches unmittelbar darauf in Aktion trat: Als erste Maßnahme wurde gemeinsam mit Thiers in dem von Moltke empfohlenen »Blutbade in Paris« die Kommune ertränkt.

»Zu Ende geht eine Periode, die in der Französischen Revolution 1789 ihren Anfang hatte.« Ist es nur Zufall, daß sich Klaus Naumann sein Bonner Dienstzimmer mit einem großen, goldgerahmten Bild geschmückt hat, das den Frankreich-Hasser Helmuth Graf von Moltke beim Kartenstudium in Versailles zeigt?

Während der 40jährigen Periode, die dem Mauerfall vorausgegangen war, hatten die Deutschen, so der konservative Historiker Michael Stürmer, »Ferien von der Geschichte« gemacht. Der Urlaub ist vorbei, Geschichte wird wieder virulent. Solange die Siegermächte des 2. Weltkriegs den Deutschen auf den Füßen standen und die Blockkonfrontation die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, hatten die bürgerlichen Ideologen ihre Streitereien stillgestellt. Heute brechen sie wieder auf. Der Haß der rechten Intelligenz, der in den letzten Jahren im Blockgegner seinen Angriffspunkt hatte, ist dabei, seinen lange verdrängten historischen Gegenpol neu zu entdecken: die Versprechen der Französischen Revolution. Nicht die Tatsache der Nichteinlösung von »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« wird kritisiert, sondern die Parole selbst. Nicht ihre Realisierung wird gefordert, sondern die Beseitigung selbst ihrer Denkmöglichkeit propagiert. In diesem Kontext steht das Naumannsche Diktum. Das Wort des Generalstabschefs über das Ende von 1789 signalisiert, daß Deutschland »zur Normalität« auch ideologisch zurückzukehren im Begriff ist – und zwar nicht nur im Feuilleton.

Die »Reden an die deutsche Nation«, mit denen der Philosoph Fichte im 19. Jahrhundert deutsche Machtvergessenheit beklagte, klingen verdächtig aktuell. In die »Tiefe« des deutschen Nationalcharakters hatte Fichte die positiven Kontrasteigenschaften des verachteten Zeitalters der »Selbstsucht«, wofür ihm die Revolution von 1789 stand, projiziert. Abgerechnet hatte er mit jener »weichlichen Führung der Zügel des Staates, die mit ausländischen Worten sich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger in deutscher Sprache Schlaffheit und ein Betragen ohne Würde zu nennen ist«. Nach der Niederwerfung Frankreichs begannen die deutschen Gründerjahre und vier Jahrzehnte »heillosen Friedens«. Als dann die europäischen Staaten erneut zum Krieg rüsteten, geriet u.a. auch Friedrich Naumann, den die FDP

zum Namensgeber ihrer Partei-Stiftung sich erkor, über Bismarcks Feldzug und die »Befreiung Mitteleuropas von Frankreich« ins Schwärmen. »Es waren wunderbare Tage, in denen Nord- und Süddeutschland gemeinsam über Frankreich siegten, das war die Überwindung jeder westlichen Vormundschaft, das Wagnis, frei zu sein nach einem halben Jahrtausend verwickelter Abhängigkeiten.« In den »Ideen von 1914«, die man den »Ideen von 1789« gegenüberstellte, wurde die deutsche Ideologie aktualisiert. Der Krieg sollte nicht schnöder Interessen wegen geführt werden, sondern erhielt, so Fritz Fischer, »eine höhere, schicksalhafte Notwendigkeit, die in der Gegensätzlichkeit deutschen Geistes, deutscher Kultur und deutschen Staatslebens zu den entsprechenden Lebensformen des feindlichen Auslandes begründet war«.

»Zu Ende geht eine Periode, die in der Französischen Revolution 1789 ihren Anfang hatte.« Während der Generalstabschef sich von der Aufklärung verabschiedet, hört man sie wieder trapsen, die »Ideen von 1914«. Nicht nur bei Botho Strauß, Michael Stürmer oder der Gräfin Dönhoff, sondern auffällig deutlich auch in einer Partei, die das Datum der deutschen Einheit in ihrem Namen trägt. Lukas Beckmann, der Geschäftsführer von Bündnis 90/Die Grünen, verficht deutsche Prinzipien gegen den Rest der Welt, wenn er mit Waffenlieferungen »das Recht auf die Würde der Selbstverteidigung« in Bosnien-Herzegowina wiederherstellen will, da die kriminelle Vereinigung der Vereinten Nationen »objektiv Beihilfe zum Völkermord« leiste und verantwortungslose EG-Führer »das Ende der Weiterentwicklung Europas zu einer Wertegemeinschaft« besiegelten. »Dieser Krieg muß uns als Erzieher zu einem neuen sittlich-universalen Kulturgedanken dienen«, schrieb Paul Rohrbach 1915. Ein Vorsatz, den sein Adept, Achim Schmillen vom Bündnis 90, in der »taz« nur repetierte, als er »Krieg« zu einem »existentiellen Phänomen der Kulturentwicklung« erklärte, dessen »gestaltende Kraft für die Beförderung von Zusammengehörigkeitsgefühl, gemeinsamen Werten und ethno-kultureller Identität« heute eine »unvoreingenommene Neuannäherung« notwendig mache. »Wir sind von der Geschichte dazu bestimmt«, rief Rohrbach 1915 seinem Publikum zu, »eine neue Form in der politischen Organisation der Völker, zugleich aber auch ein neues staatlich-sittliches Kulturprinzip zu schaffen.« Soviel weiß heute auch der Ideologe Udo Knapp: Deutschland sei das Land, erklärte er vor grünem Publikum, »das beispielhaft Politik für andere Länder macht«. Und weil die Menschenrechte maßgeblich von den Grünen vertreten würden, müßte gerade diese Partei »Ja zu Deutschland sagen, mit allen Konsequenzen!«.

Matthias Küntzel schrieb in KONKRET 9/92 über amerikanische Planungen gegen die Militärmacht Deutschland

Konkret 08/93, S. 24

Otto Köhler

»Im Lager der Ordnung«

Wie die »ordnungsstiftende Macht« Deutschland in Jugoslawien zwischen 1941 und 1945 zu Werke ging, zeigt ein Buch, das wider Erwarten doch noch erscheinen konnte

Eine »Pflicht zum Erinnern« fordert die Bonner Tageszeitung »Die Welt« angesichts der Eröffnung des Holocaust Memorial Museums in Washington zum 50. Jahrestag des jüdischen Aufstands im Warschauer Ghetto. Wozu diese Pflicht zum Erinnern uns, den – so steht's da – »Nachkommen der damaligen Täter«, dienen soll, davon hat der Diplomatische Korrespondent der »Welt«, Bernt Conrad, in seinem Leitartikel sehr präzise Vorstellungen. Er weiß: »Materiell hat die Bundesrepublik schon getan, was sie tun konnte.«

Doch mit der völlig ausreichenden materiellen Wiedergutmachung allein – lettische SS-Leute beziehen neuerdings von uns hohe Renten, während ihre überlebenden jüdischen Opfer nichts bekommen (vgl. KONKRET 3/93) – , so verkündet Conrad, sei es nicht getan. Der Diplomatische Korrespondent der »Welt« hat vielmehr angesichts des Warschauer Jahrestages und der Eröffnung des Holocaust Memorial Museums eine »historische Verantwortung« entdeckt, die es »uns Deutschen« nicht erlaube, »jemals wieder tatenlos« – waren wir tatenlos im Warschauer Ghetto? – »neuem Unrecht zuzuschauen, wo immer es sich auch ereignen mag«. Und eben deshalb, meint Conrad, sei es eine »Schande«, daß heute ein »verfassungsrechtlich drapierter Parteienstreit« über den weltweiten Einsatz deutscher Soldaten tobe, während in Bosnien ein »neuer Holocaust« zu konstatieren sei.

Das neu eröffnete Holocaust Memorial Museum in Washington hat einen Mangel. Jeder der Besucher bekommt die KZ-Nummer eines der Opfer zugeteilt, mit der er individuell dessen Weg in die Massenvernichtung verfolgen kann. Doch eine Identifikation mit den Tätern ist nicht vorgeseehen – und das ist angesichts eines solchen »Welt«-Korrespondenten ein Mangel. Conrad könnte also – käme er nach Washington – sich nicht mit dem identifizieren, was er als kommandierender SS-General Stroop über den Einsatz der deutschen Soldaten bei der Judenvernichtung im Warschauer Ghetto geschrieben hätte. Stroop am 20. April 1943: »Die in dem unbewohnten, noch nicht freigegebenen Ghetto festgestellten Widerstandsnester wurden durch eine Kampfgruppe der Wehrmacht – Pionierzug und Flammenwerfer – niedergekämpft«; am 21. April 1943: »Die Anlegung des Brandes hatte im Laufe der Nacht das Ergebnis, daß die unter den Dächern bzw. in den Kellern und sonstigen Schlupfwinkeln trotz aller Durchsuchungsaktionen noch verborgenen Juden sich an den äußeren Fronten der Häuserblocks zeigten, um dem Feuer irgendwie zu entgehen. In Massen – ganze Familien – sprangen die Juden, schon von dem Feuer erfaßt, aus dem Fenster oder versuchten, sich durch aneinandergeknüpfte Bettlaken usw. herabzulassen. Es war Vorsorge getroffen, daß sowohl diese als auch die anderen Juden sofort liquidiert wurden«; am 22. April 1943 – auf den Tag genau 50 Jahre bevor Conrad unter Berufung auf die »Pflicht zum Erinnern« eine Intervention deutscher Soldaten in Bosnien forderte, rühmt der SS-General Stroop erneut die großzügige Hilfe deutscher Soldaten beim Massenmord an den Juden: »Verbindung mit der Wehrmacht tadellos«.

Doch die »Welt« ist innerhalb der ihr gesetzten Grenzen ein liberalpluralistisches Blatt. Jeder ihrer leitenden Redakteure kann völlig frei entscheiden, mit welcher Argumentation er sich für den weltweiten Einsatz der Bundeswehr einsetzt. Wo also gestern noch der Diplomatische Korrespondent Conrad mit der »Pflicht zum Erinnern« an das Warschauer Ghetto den Einsatz der Bundeswehr gegen die Serben begründete, dort verlangt am Tag darauf der Chefkorrespondent Herbert Kremp mit genau entgegengesetzter Begründung dasselbe. Unter der Überschrift »Wenn die Vergangenheit Vorwand für Bequemlichkeit ist«, wendet sich Kremp gegen einen Grundsatz, den er – leider zu Unrecht – der Bundesregierung zuschreibt, nämlich: »Überall dort, wo die deutsche Wehrmacht einst stand, wird die Bundeswehr in Kampfeinsätzen, sei es im Auftrag der Uno oder der KSZE, im Verband der Nato oder der WEU nicht auftreten.«

Kremp hat einen schwerwiegenden Grund, gegen einen solchen der Bundesregierung fälschlich unterstellten Grundsatz zu argumentieren. Er schreibt: »Die Wehrmacht hatte zeitweise den Raum zwischen Nordkap und Nordafrika, Atlantikküste und Kaukasus besetzt. Darunter befinden sich Gebiete, in denen nach dem Zerfall der Sowjetunion Nationalitätenkriege, darüber hinaus aber latente Gefahren für die Sicherheit Europas entstanden sind.« Kremp fährt fort: »48 Jahre nach der Niederlage, im dritten Jahr nach der Vereinigung ist das Deutschland der Verträge ein normaler Staat im Kreis normaler Staaten. Er zeigt Flagge für die Stabilität Europas. Vergangenheit kann keine Grenze mehr sein.«

Wie wenig Vergangenheit im neuen großen Deutschland eine Grenze sein darf und wie sehr Deutschlands Soldaten schon immer in Jugoslawien Flagge zeigten, das zeigt ein Buch, das wider jedes Erwarten doch noch erscheinen konnte: *Europa unterm Hakenkreuz: Die Okkupationspolitik des deutschen Faschismus in Jugoslawien, Griechenland, Albanien, Italien und Ungarn (1941-1945),* erschienen in der Hüthig Verlagsgemeinschaft Berlin und Heidelberg (438 Seiten, 89 Mark). Es ist der sechste Band der achtbändigen Reihe zur deutschen Okkupationspolitik 1938-1945, von denen die ersten fünf (Österreich und Tschechoslowakei; Polen; Frankreich; Belgien, Luxemburg und Niederlande; Sowjetunion) noch in der DDR erschienen sind. Die Manuskripte für die letzten drei Bände (Südosteuropa, Nordeuropa und ein zusammenfassender

Band) lagen nach dem Ende der DDR schon vor – aber selbstverständlich fehlten in der neuen großen Bundesrepublik die finanziellen Voraussetzungen, so etwas zu verlegen. Da war es – angesichts der gebotenen Abwicklung ostdeutscher Geschichtswissenschaft – schon ein kleines Wunder, daß sich der Präsident des Bundesarchivs, Professor Friedrich P. Kahlenberg, entschloß, »eine begonnene wissenschaftliche Publikationsreihe als Folge der deutschen Einheit nicht als Torso zu belassen«.

Das Bundesarchiv in Koblenz übernahm die weitere Herausgabe, ohne – wie Kahlenberg im Vorwort betont – »gewisse terminologische Wendungen, wie sie in der Historiographie der DDR üblich geworden waren«, zu ändern. Das heißt: Der deutsche Faschismus darf in diesen Bänden weiter Faschismus genannt werden.

Jugoslawien, das lehrt die Geschichte, stand durchaus nicht immer im Lager der Unordnung. Am 25. März 1941 trat es dem Dreimächtepakt bei, und der damalige deutsche Außenminister, Joachim von Ribbentrop, freute sich, daß nun »der gesamte bisher neutrale Balkan sich im Lager der Ordnung« befinde. Tatsächlich waren nacheinander Ungarn, Rumänien, die bereits abgetrennte Slowakei, Bulgarien und zuletzt Jugoslawien dem Dreimächtepakt beigetreten, der ein knappes Jahr zuvor zwischen Deutschland, Italien und Japan zur »Neuordnung« im »großasiatischen Raum und in den europäischen Gebieten« abgeschlossen worden war.

In der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« analysierte der auch nach 1945 hochangesehene Publizist Herbert von Borch: »Wenn nun heute Jugoslawien dem Kreis der Staaten beigetreten ist, die sich um die großen ordnungsstiftenden Mächte Europas und Asiens gruppieren, so hat die konstruktive faschistische Adria-Politik einen wesentlichen Beitrag zur Ermöglichung dieses Ereignisses beigesteuert.«

Das ist wahr. An diesem 25. März 1941 war Deutschland auf seinem friedlichen Weg wirtschaftlicher Durchdringung an einem Ziel angelangt, von dem es – wie die Dokumentenedition zeigt – schon immer geträumt hatte. Nachdem das deutsch-österreichische Kriegsziel von 1914, »Serbien muß sterbien«, nicht erreicht worden war, sondern im Gegenteil zum großen Jugoslawien geführt hatte, versuchte die deutsche Wirtschaft mit allen Mitteln, Südosteuropa als wichtige Rohstoff- und Nahrungsquelle zu nutzen. Unter Rückgriff auf die wilhelminischen Vorstellungen der Alldeutschen forderte 1926 beispielsweise die »Deutsche Bergwerkszeitung« die Bildung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsblocks unter deutscher Führung, der auch »von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer« reichen sollte. 1926 bildete sich die Deutsche Gruppe des Mitteleuropäischen Wirtschaftstags (MWT), die über einen Anschluß Österreichs hinaus einen deutschen Griff nach dem Balkan forderte. Organisiert und beherrscht wurde der MWT von der IG Farben, die schon lange auch auf eine Ausdehnung nach Südosteuropa gesetzt hatte. Und die deutschen Faschisten hatten das Ende März 1941 noch ziemlich friedlich erreicht.

Zwei Tage nach dem Jubel Ribbentrops über den Beitritt Jugoslawiens zum faschistischen Dreimächtepakt begann jedoch das Ende. Jugoslawien – vor allem die serbischen Landesteile – rebellierte gegen die Regierung, die den Pakt unterschrieben hatte. Hitler mußte erst mit deutschen Soldaten und deutscher Luftwaffe Ordnung schaffen und versäumte dadurch den für das Frühjahr festgelegten Termin zum Überfall auf die Sowjetunion. Die deutschen Soldaten konnten darum nicht in einem Sommerfeldzug Rußland bis zum Ural überrennen, sondern blieben in Schnee und Schlamm vor Moskau stecken. Verständlich also, wenn wir dies heute noch den Serben übelnehmen.

Wir hatten sie damals – auch PR-mäßig – schnell im Griff. Schon am 1. April 1941 meldete der »Völkische Beobachter« unter der Überschrift »Die Übergriffe in Jugoslawien nehmen zu« ohne genaue Ortsangabe: »Deutsches Dorf von serbischen Soldaten niedergebrannt.« – Am 6. April marschierten deutsche Soldaten ein, und fortan gab es Erfolgsmeldungen mit sehr präzisen Ortsangaben, wie sie im Dokumentenband nachzulesen sind, etwa diese von Oberst Max-Josef Pemsel: »Im Nachgang zur hiesigen Meldung vom 13.10.41 wird gemeldet, daß der Ort Grabovac durch das Infanterie-Regiment 125 ganz abgebrannt und 73 Einwohner erschossen wurden ...«

In einer anderen Meldung – diesmal von der SS, die sich von der Wehrmacht manchmal durch die Tonart unterschied – heißt es: »... haben wir bei einer Aufräumungsaktion wieder 2000 umgelegt, bei einer weiteren wieder etwa 1000 und zwischendurch habe ich dann in den letzten 6 Tagen 2000 Juden und 200 Zigeuner erschießen lassen... Eine schöne Arbeit ist das nicht. Aber immerhin muß es sein, um einmal den Leuten klarzumachen, was es heißt, einen deutschen Soldaten überhaupt nur anzugreifen, und zum anderen löst sich die Judenfrage auf die Weise am schnellsten.«

So unangenehm diese Aufräumarbeit war, für die deutsche Wirtschaft zahlte sie sich aus. Wie etwa der Unschuldsengel der deutschen Wirtschaft, Alfried Krupp, oder der ehrwürdige Patriarch des deutschen Geldgewerbes, Hermann Josef Abs – mit 92 Jahren immer noch so jung und tatkräftig wie als Vierzigjähriger 1941 – beim Organisieren für ihre Unternehmen mithalfen, das kann man auf den Seiten 163 und 189 nachlesen. Und es könnte dieses indiskrete Nebeneinander von Erfolgsmeldungen deutscher Mordkommandos und deutscher Wirtschaft sein, das die gesamte Reihe *Europa unterm Hakenkreuz* im »Verzeichnis der lieferbaren Bücher« gar nicht auftauchen läßt, obwohl doch andere Bände anderer Verlage wie *Europa unterm Kommunismus* oder *Europa unterm Strich* sorgfältig verzeichnet sind.

Kremp übrigens läßt nicht locker. Zwei Wochen nachdem der »Welt«-Chef-Korrespondent festlegte, daß Vergangenheit keine Grenze mehr sei und die Bundeswehr weltweit überall dort stehen können müsse, wo einst auch die Wehrmacht stand, wirft er der Regierung Kohl vor, sie ziehe sich »in den Graben der Geschichte zurück«. Das ist gewiß üble Nachrede gegen einen Kanzler, der stets bestrebt war, tapfer an der vordersten Front der Geschichte zu kämpfen. Immerhin entdeckt auch Kremp jetzt einen Fortschritt: »Nach Ansicht des Kanzlers und seines Verteidigungsministers gelten die ›historischen Gründe‹ der militärischen Abstinenz für das ehemalige Jugoslawien, nicht aber für alle einstmals von der deutschen Wehrmacht besetzten Gebiete.« Doch gerade das macht Kremp ratlos: »Nach welchem Maßstab hier verfahren wird, ist nicht bekannt. Jugoslawien wurde 1941 in einem 15tägigen Blitzkrieg besetzt; in der Folge kam es zu Guerilla-Aktionen gegen die Besatzungsmacht, die ihrerseits zurückschlug.«

Eine klare und eindeutige Darstellung von Ursache und Wirkung: Die deutsche Besatzungsmacht wurde angegriffen, sie hat sich nur verteidigt – von einer deutschen Aggression kann ja auch schon deshalb nicht die Rede sein, weil Deutschland erst dann Jugoslawien den Krieg erklärte, als sich jugoslawische Truppen den einmarschierenden deutschen Verbänden ohne Angabe von Gründen entgegengestellt hatten. Der gegen den deutschen Einmarsch geführte »irreguläre Krieg« hatte – wie Kremp in einem »Parallelogramm der sittlichen Kräfte« ausrechnet und abwägt – »Grausamkeiten auf (vor allem) serbischer und« – das wird großzügig eingeräumt – »deutscher Seite« lediglich zur Folge.

Wie sehr die serbische Grausamkeit dabei überwog, demonstriert das Dokumentenbuch: Die kriegswichtige Bauxitförderung wurde »durch die Aufständischen gestört«. Und 1943 klagte der Infanteriegeneral Rudolf Lüters: »Die überaus reichen Vorkommen von hochwertigen mineralischen Rohstoffen... – die meisten und bedeutendsten befinden sich in Bosnien – könnten ... wenn Ruhe und Ordnung im Lande herrschen würde, der deutschen Kriegsführung zugute kommen« – doch der Serbe zeigte sich renitent: »Die Bandentätigkeit beeinträchtigt die Wirtschaft, insbesondere die Wehrwirtschaft, in steigendem Maße...« Der deutsche General sah schon vor fünfzig Jahren auch in Kroatien mit seiner befreundet-faschistischen Regierung nur eine Lösung zwecks »Befriedung des Landes«: »Die Übernahme der vollziehenden Gewalt, d.h. der gesamten Staatsgewalt, durch die deutsche Wehrmacht« – und auf diesen Ordnungsfaktor will man heute verzichten?

Es hätte, wie Kremp in der »Welt« erkennt, unabsehbare Folgen: »Gilt der historische Grund, dann darf die Bundeswehr nirgends eingesetzt werden, wo die Wehrmacht stand. Sie wäre vom Festland und von Nordafrika ausgesperrt, dürfte also auch in den osteuropäischen Gebieten, wo sich unabsehbare Gefahren für den Frieden in Europa entwickeln können, nicht zum Einsatz gelangen« – nein, hier spricht kein Furor teutonicus, nicht tollwütige Kriegsbereitschaft, sondern nüchterne Analyse der weltpolitischen Situation, die endlich nach – Kremp weiß es – dem Ende der Sowjetunion Deutschland seinen letzten Griff nach der Weltmacht erlaubt.

Die ethischen Accessoires liefert abermals in schöner Ergänzung in derselben »Welt«-Ausgabe der Diplomatische Korrespondent Conrad, der zwei Wochen zuvor das sittliche Gebot unseres Einmarsches in Jugoslawien aus der Vernichtung des Warschauer Ghettos gewann. Zuerst auf Seite 2 die Mängelrüge: »Nato hat keine Pläne zur Bestrafung der Serben.« Und dann – über die AP-Meldung »Polizei tötet Christen in China« auf Seite 4 hinweg – auf der Kremp-Seite 6 der Conrad-Kommentar »Im deutschen Interesse«, in dem er die deutsche Moral definiert: »Das heißt konkret: Deutsche Wirtschaftsinteressen und der Wunsch nach politischen Absprachen rangieren vor dem ... Streben nach Isolierung Pekings wegen des Massakers auf dem ›Platz des himmlischen Friedens‹ von 1989. Faktisch hat sich das schon ausgezahlt. Denn der angesichts der liberalen Wirtschaftsreformen boomende chinesische Markt scheint sich verstärkt deutschen Firmen zu öffnen.« Da gibt es eigentlich nur noch einen kleinen Schönheitsfehler, daß sich »Bonn im Gegenzug genötigt« sah, »auf U-Boot-Lieferungen an Taiwan zu verzichten«. Hier, mahnt Conrad, werde »auf Balance zu achten sein«.

Das oberste ethische Gebot ist also: verstärkte Öffnung fremder Märkte für deutsche Firmen – egal, ob mit eigenem oder fremdem Massaker. Und dieses soeben jahrhundertalte Prinzip hoher deutscher Sittlichkeit – 1893 vernichteten deutsche Schutztruppen die damit unvereinbaren Nama, die sie »Hottentotten« nannten – diese ethische Durchdringung der Politik stimmt wundersam mit der neu ausgegebenen Verteidigungspolitischen Richtlinie Nr. 8 überein, die da festlegt, daß die Bundeswehr da ist für die Sicherung des »ungehinderten Zugangs« zu den »Rohstoffen in aller Welt«.

Fehlt nur noch der Segen des Himmels für die kommenden Waffengänge. Da ist er schon: Der real existierende und keineswegs von Kirchenfeinden erfundene Fuldaer Bischof Dyba, der die Glocken für das ungeborene Leben läuten ließ, verkündete urbi et orbi wozu: um das geborene endlich wieder in den Krieg schicken zu können. »Ethisch gerechtfertigt« sei, so predigte er, der Einsatz deutscher Soldaten in Jugoslawien.

Letzte Agenturmeldung aus Bonn: »Die kampftechnische Ausrüstung der deutschen Luftwaffe ist, wie die ›Welt am Sonntag‹ unter Berufung auf Mitarbeiter des Bundesverteidigungsministeriums berichtet, weitgehend veraltet. Das Blatt schreibt: ›Verlautbarungen der Hardthöhe ließen darauf schließen, daß die Luftwaffe nicht über moderne Einrichtungen und Munition verfüge, um sogenannte chirurgische Einsätze zu fliegen. In den vergangenen Jahren seien weder lasergesteuerte zielgenaue Bomben, noch Abstandswaffen beschafft worden.‹«

Macht nichts – 1941, als die deutsche Luftwaffe Belgrad erstmals bombardierte, war sie auch nicht auf dem geplanten rüstungstechnischen Stand. Aber es war trotzdem ein voller Erfolg.

Otto Köhler schrieb in KONKRET 5/93 über die Abwicklungsbemühungen des Historikers H.A. Winkler

Konkret 08/93, S. 28

Archiv für Sozialpolitik

»Jeder ist uns der Nächste«XVIII

Achtzehnter Teil einer unvollständigen Chronik der Gewalttaten gegen Ausländer im wiedervereinigten Deutschland

Freitag, 4.6.1993 –

Das neugegründete sozialwissenschaftliche Forschungszentrum Berlin-Brandenburg legt die Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage in den neuen Bundesländern vor. Danach meinen 40 Prozent der Befragten, daß in Deutschland zu viele Ausländer leben. Nur drei Prozent befürworten den Zuzug von mehr Ausländern. –

Bayern lehnt die von der Bundesregierung geplante Einführung einer gesetzlichen Entschädigung für ausländische Gewaltopfer mit der Begründung ab, die weitreichenden Entschädigungsansprüche würden zum Mißbrauch einladen. –

In dem Ostallgäuer Dorf Trauchgau setzen Unbekannte einen zwischen zwei Wohnhäusern gestapelten Holzstoß in Brand und schmieren drei Hakenkreuze auf eine Hauswand. In den beiden Gebäuden leben eine Rumänin und eine Philippinin mit ihren deutschen Ehemännern. Die Bewohner können das Feuer löschen. –

In Berlin fährt ein Autofahrer mit erheblicher Geschwindigkeit gezielt in eine Gruppe von Demonstranten, die gegen die Morde in Solingen protestieren. Eine 32jährige Frau wird verletzt. Der Täter kann unerkannt flüchten. –

Nach Angaben des bayerischen Justizministeriums in München hat sich die Zahl der Ermittlungsverfahren wegen rechtsextremer und fremdenfeindlicher Straftaten in Bayern im ersten Quartal dieses Jahres mehr als verdoppelt. 1992 wurden insgesamt 1.167 Ermittlungsverfahren eingeleitet, im ersten Vierteljahr 1993 waren es bereits 664. –

Der Mannheimer Rechtsanwalt Christian Wiehe stellt Strafanzeige gegen einen Beamten des Polizeireviers Ladenburg. Der Beamte soll einen Medizinstudenten aus Kamerun bei einer Verkehrskontrolle Ende April brutal zusammengeschlagen haben. Nach Feststellungen der Uniklinik Heidelberg trug der Student unter anderem starke Prellungen im Genitalbereich sowie Verletzungen am Auge und an der Kniescheibe davon. –

Wegen der Morde in Solingen werden drei weitere Männer im Alter zwischen 16 und 23 Jahren aus dem Umfeld der Solinger Skinhead-Szene festgenommen und dem Haftrichter vorgeführt.

Samstag, 5.6. –

Brandanschlag auf ein Zweifamilienhaus in Hattingen. Die Bewohner, eine 32jährige Türkin und ihre fünf Kinder, können sich vor dem Feuer in Sicherheit bringen. Die Wohnung brennt völlig aus. –

In Konstanz am Bodensee brennt das türkische Restaurant Eumel völlig aus.

Sonntag, 6.6. –

Brandanschlag auf ein von Türken und Deutschen bewohntes Haus in Bad Oldesloe/Schleswig-Holstein. Die 15 Bewohner können sich in Sicherheit bringen. –

Neben einer Asylbewerberunterkunft in Groß-Krotzenburg/Main-Kinzig-Kreis geht das Auto eines Asylbewerbers in Flammen auf.

Montag, 7.6. –

In Bergisch-Gladbach bei Köln bricht in einem von mehreren türkischen Familien bewohnten Haus ein Feuer aus. Die Polizei geht von Brandstiftung aus. –

In Soest setzen Unbekannte in einem von Ausländern bewohnten Haus zwei Kinderwagen in Brand und entzünden einen Brandsatz vor der Wohnungstür. Ein Syrer erleidet eine Rauchvergiftung. –

Vor dem Landgericht Lübeck beginnt der Prozeß gegen zehn junge Neonazis, die des versuchten Mordes und der versuchten Brandstiftung angeklagt sind. Sie sollen im Herbst 1992 auf mehrere Asylbewerberheime Molotowcocktails geworfen haben.

Dienstag, 8.6. –

Brandanschlag auf ein von zehn ausländischen Familien bewohntes Haus im Gallusviertel in Frankfurt/Main. Die Bewohner können das Feuer gerade noch rechtzeitig löschen. Bereits am Vortag brannte es im Keller des Hauses. –

In Ihringshausen/Hessen gesteht ein 15jähriger der Polizei, am 28. Mai 1993 auf das Asylbewerberheim in Fuldatal-Ihringshausen einen Schuß abgegeben zu haben. –

Brandanschlag auf ein von türkischen Familien bewohntes Sechsfamilienhaus in Wülfrath. 14 Bewohner müssen mit Verdacht auf Rauchvergiftung ins Krankenhaus eingeliefert werden. –

Brandstiftung im Keller eines türkischen Lokals im Hamburger Stadtteil Schnelsen. –

Brandanschlag auf das Haus einer türkisch-deutschen Gastwirtsfamilie in Oberhausen-Rheinhausen. Passanten entdecken das Feuer und klingeln die Bewohner wach. Der 50jährige Gastwirt erleidet bei Löschversuchen eine Rauchvergiftung. –

Brand in einem von Ausländern bewohnten Mehrfamilienhaus in Mönchengladbach-Rheydt. Elf Menschen werden mit Rauchvergiftungen ins Krankenhaus gebracht. –

Brandanschlag auf ein türkisches Lokal in Nürnberg. –

In Schleswig-Holstein wurden im vergangenen Jahr 147 rechtsextreme Gewalttaten registriert, berichtet der Kieler Innenminister Hans Peter Bull (SPD) bei der Vorlage des Verfassungsschutzberichtes für 1992. Von diesen Gewalttaten waren 29 Brandanschläge und 23 Körperverletzungen. –

Der Verfassungsschutz in Wiesbaden hat im ersten Quartal 1993 in Hessen 181 Vorfälle mit rechtsextremem Hintergrund registriert, darunter acht Brandanschläge.

Mittwoch, 9.6. –

Ein Gericht in Hersbruck verurteilt einen 26jährigen Rechtsextremen wegen Herstellung und Besitz eines Molotowcocktails zu zehn Monaten Freiheitsstrafe auf Bewährung und einer Geldbuße von 2.500 Mark. –

Brand im Dachgeschoß des Wohnhauses einer türkischen Familie in Dietzenbach/Kreis Offenbach. Ein Bewohner kann das Feuer löschen, erleidet dabei aber eine leichte Rauchvergiftung. Die Brandursache ist ungeklärt. –

Das Landgericht Koblenz verurteilt den 23jährigen Skinhead Andy H. zu 15 Jahren Haft und Unterbringung in einer psychiatrischen Klinik. Er hatte im Sommer 1992 in der Koblenzer Innenstadt einen 35jährigen obdachlosen Mann erschossen und sechs weitere Passanten mit Schüssen zum Teil schwer verletzt. –

Bundesjugendministerin Angela Merkel (CDU) stellt in Bonn die Ergebnisse einer repräsentativen Befragung von 1.000 Jugendlichen zwischen 14 und 27 Jahren in alten und neuen Bundesländern vor. Für 17 Prozent der Jugendlichen in den neuen Bundesländern sind Ausländer im eigenen Freundeskreis überhaupt nicht denkbar, in den westlichen Bundesländern sind es drei Prozent. Nur 19 Prozent der Jugendlichen im Osten zählen Ausländer zu ihren Freunden, im Westen sind es 66 Prozent. Sechs Prozent der Jugendlichen im Osten und vier Prozent im Westen rechtfertigen Gewalt gegen Ausländer.

Donnerstag, 10.6. –

In Singen/Südbaden stecken Unbekannte Matratzen und Möbel in Brand, die an der Hauswand eines Asylbewerberheims abgestellt waren. Die neun Bewohner können sich rechtzeitig ins Freie retten. –

In Wachtendonk/Nordrhein-Westfalen brennen Matratzen und Bettzeug auf dem Dachboden eines Asylbewerberheims. Die Polizei geht von fahrlässiger Brandstiftung aus. –

Seit den Morden in Solingen wurden nach Angaben des nordrhein-westfälischen Innenministers Herbert Schnoor (SPD) 70 fremdenfeindliche Straftaten registriert, davon zehn Brandstiftungen und 20 Bedrohungen. –

Brand in einem als Asylbewerberheim genutzten Kinderkrankenhaus in Freiburg. Gleichzeitig brennt am Stadtrand das Auto eines Asylbewerbers aus. –

Die Mainzer Staatsanwaltschaft schaltet das Nationale Info-Telefon der Rechtsextremisten ab. Auf einem Anrufbeantworter unter einer Mainzer Nummer war nach dem fünffachen Mord von Solingen zu hören: Nach dem Brandanschlag in Solingen sei es zu einer Reihe von Übergriffen von »gewalttätigen asozialen Ausländern auf national gesinnte Deutsche« gekommen. »Kanaken« hätten ständig Deutsche angegriffen. Die Staatsanwaltschaft ermittelt wegen Volksverhetzung. –

Bei einem Brand in einem Dresdner Wohnheim für ausländische Arbeiter wird ein Mosambikaner so schwer verletzt, daß er kurze Zeit darauf stirbt. Weitere vier Bewohner werden verletzt. Die Ursache des Feuers ist unklar, ein Brandanschlag wird jedoch ausgeschlossen. –

In Berlin-Schöneberg wird der Kinderwagen einer türkischen Familie angezündet. Ein Nachbar kann das Feuer löschen. Nach Auskunft der Polizei gibt es keine Hinweise auf einen ausländerfeindlichen Hintergrund der Tat. –

Bombendrohung gegen das Haus im Frankfurter Gallusviertel, in dem es zwei Tage zuvor brannte. Auf einem an die Haustür geklebten Zettel steht: »Die Türken sollen brennen. Ab 24 Uhr geht eine Bombe hoch.«

Freitag, 11.6. –

Brandanschlag auf ein Fachwerkhaus im hessischen Modautal-Ernsthofen/Kreis Darmstadt-Dieburg. Die 24 dort untergebrachten Asylbewerber bleiben unverletzt, da das Feuer rechtzeitig entdeckt wird. –

Brandanschlag auf ein von 16 Türken bewohntes Haus in Sinsheim-Waibstadt/Nordbaden. Ein Säugling kommt mit Verdacht auf Rauchvergiftung ins Krankenhaus. –

Brandanschlag auf ein von einer kurdischen Familie bewohntes Haus in Illingen/Saarland. Die Polizei nimmt einen 19jährigen fest.

Samstag, 12.6. –

Zweiter Brandanschlag innerhalb weniger Tage auf ein von drei türkischen Familien bewohntes Haus im Bergisch Gladbacher Stadtteil Refrath. Zwei Männer werden verletzt. Ein 17jähriger, der dem Qualm durch einen Sprung aus einem Fenster im Obergeschoß zu entgehen versucht, muß ins Krankenhaus gebracht werden.

Sonntag, 13.6. –

In Oberhausen bei Karlsruhe wird ein 16jähriges türkisches Mädchen von vier jungen Männern mißhandelt, die von ihr wissen wollen, wer die Nazi raus-Parolen am Rathaus angebracht habe. Sie drohen, daß im Laufe der Nacht in Oberhausen Häuser angezündet würden. –

Brandanschlag auf ein von einer türkischen Familie bewohntes Haus in Steinfeld/Main-Spessart-Kreis. Zum Zeitpunkt der Tat halten sich keine Menschen im Gebäude auf. –

Ein 19jähriger Skinhead wird im Raum Friedrichshafen verhaftet, weil er ein Asylbewerberheim bei Meersburg am Bodensee anzünden will.

Montag, 14.6. –

Brandanschlag auf ein von Ausländern bewohntes Mietshaus in Kerpen bei Köln. Das Feuer wird frühzeitig entdeckt und gelöscht. –

Im Frankfurter Stadtteil Sachsenhausen zünden Unbekannte im Keller eines auch von Ausländern bewohnten Hauses Papier an. In der Nähe der Brandstelle liegt ein Schreiben, das mit »Eure Feinde Neo Nazis« unterschrieben ist und in dem mit weiteren Anschlägen gedroht wird. –

Nach Mitteilung des Potsdamer Justizministeriums wurden seit August 1992 von brandenburgischen Staatsanwaltschaften 1.200 Ermittlungsverfahren wegen rechtsextremistischer und fremdenfeindlicher Straftaten eingeleitet. 75 Prozent der mutmaßlichen Täter seien jünger als 21 Jahre. Zu einer Anklage komme es bei etwa 15 Prozent der Ermittlungsverfahren. –

Ein türkischer Händler entdeckt am Morgen an rund 20 Kraftfahrzeugen seines Autohauses in Falkensee Hakenkreuzschmierereien. –

Vor dem Konstanzer Landgericht gestehen die vier 22 bis 27 Jahre alten Angeklagten, sich an mehreren Anschlägen im vorigen Jahr beteiligt zu haben, u.a. warfen sie Steine auf ein Asylbewerberheim und zerstörten 46 Grabkreuze auf dem KZ-Gedenkfriedhof Birnau. –

Das Landgericht Rostock verurteilt in einem Berufungsverfahren einen 44jährigen Mann, der an den ausländerfeindlichen Ausschreitungen in Rostock beteiligt war, zu sechs Monaten Freiheitsstrafe, die auf drei Jahre zur Bewährung ausgesetzt wird. Das Amtsgericht Rostock hatte den Angeklagten zu sechs Monaten Freiheitsstrafe ohne Bewährung verurteilt. –

In Wilthen/Sachsen überfallen zehn rechtsradikale Jugendliche zwei Besucher einer Diskothek und prügeln sie krankenhausreif. Zwei Jugendliche werden noch am Tatort festgenommen und befinden sich in Untersuchungshaft.

Dienstag, 15.6. –

Brandanschlag auf das Haus einer marokkanischen Familie in Wegberg/Nordrhein-Westfalen. Auf die Hauswand wird ein Hakenkreuz geschmiert. Die sechs Bewohner – zwei Frauen und vier Kinder – können sich in Sicherheit bringen. –

In Falkensee/Brandenburg überfallen Jugendliche einen libanesischen Gastwirt in seiner Gaststätte, beschimpfen ihn mit ausländerfeindlichen Parolen, bedrohen ihn und zerstören Mobiliar und Eingangstür des Lokals. –

Brandanschlag auf ein von 21 Italienern bewohntes Haus in Waldshut-Tiengen/Südbaden. Ein 39jähriger Mann und eine gleichaltrige Frau werden mit schweren Schocks ins Krankenhaus eingeliefert. Die Polizei nimmt zwei 15jährige ausländische Jungen fest, die nicht der Skinhead-Szene zuzurechnen seien.

Das Archiv für Sozialpolitik/Frankfurt erstellt diese Chronik für KONKRET seit November ‘91

Konkret 08/93, S. 30

Der Kongreß

Ein eigentümlicher Kontrast herrschte zwischen dem Interesse des Publikums und dem Desinteresse der staatstragenden Medien am KONKRET-Kongreß, der vom 11.-13. Juni in Hamburg stattfand. Dafür legten sich einige Zentralorgane umso mehr ins Zeug

Am lautesten bekundete die »Tageszeitung« ihren Vorsatz, den KONKRET-Kongreß totzuschweigen: Nicht einmal in ihrem Hamburger Lokalteil hatte sie ein Wort für die von immerhin knapp 1500 Menschen besuchte Veranstaltung übrig; der Platz war schon draufgegangen für einen Fünfspalter über das internationale Golfturnier auf Gut Kaden (»Der Vorjahres-Siebente und Platzrekordhalter Strüver hatte sich nach den Vorrunden in Alveslohe auf den 64. Platz und damit selbst aus dem Rennen katapultiert«) und eine Reportage über den »Tag der Ortsvereine« (»Immerhin: Ein neues Mitglied haben die Sozialdemokraten in Eimsbüttel gestern auch gewinnen können«). Sie befand sich damit in der Gesellschaft ihrer Wahl.

Die bürgerlichen Medien berichteten einheitlich: nämlich gar nicht. Die einzige Ausnahme bildeten die Radiosender. Der Bayerischen Rundfunk etwa brachte einen fünfminütigen Beitrag über den Kongreß von Rainer Götz: »Die Zeiten sind schlecht für die Linken, deren Weltentwurf durch das Scheitern des Realen Sozialismus in Frage gestellt, wenn nicht widerlegt ist. Hoffnung, mithin Empfindung, ersetzt Bewußtsein; nicht so bei KONKRET, das wohl aus diesem Grund gewichtigstes Forum all jener ist, die einen theoretischen Neuanfang versuchen.«

So sachliche Zusammenfassung konnte von der Parteipresse der Restlinken natürlich nicht erwartet werden; umso erfreulicher, daß es sie dennoch gab. Lilo Lottermoser in der »Sozialistischen Zeitung – SoZ«: »Die Zusammensetzung des Publikums stimmt hoffnungsvoll; die Anzahl der jüngeren und mittelalten TeilnehmerInnen war ziemlich gleich... Angenehm und förderlich für die Diskussion war, daß, außer am Eröffnungsabend... keine der vielen Gruppierungen einen Monopolisierungsversuch gemacht hatte.« Gerade das Scheitern jeder Monopolisierung ist »EINIGEN TEILNEHMERInnen« offensichtlich schwer auf den Senkel gegangen, die im Autonomen-Zentralorgan »Interim« schimpften: »ein großteil auch des linksradikalen publikums verweilte in der konsumentInnenrolle, ließ alles über sich ergehen, beschimpfte teilweise noch genossInnen, die sich nicht in diese rolle schicken wollten etc.«

Das »Neue Deutschland« befand: »Aus theoretischer Sicht war es ein anregender Kongreß«, und wünschte KONKRET neue Leser, »im Osten vor allem«. Wie die »Interim« vermißte das »ND« jedoch die praktischen Konsequenzen: »Wenn die Zerstörung von Illusionen ein produktiver Vorgang ist, dann war dieser Kongreß ein Erfolg. Nein, eine Linke in Deutschland gibt es nicht und wird es inabsehbarer Zeit auch nicht geben.« Ähnlich der »Freitag«: »Alle hatten ein ähnliches Gefühl: Die Welt hat sich verschiedentlich verändert, es kömmt darauf an, sie zu interpretieren. Und hier hatte der Kongreß seine Höhepunkte. Es gab beste aufklärerische Analyse.« Das »ND« witterte in der Kritik, die Thomas Ebermann auf dem Kongreß an der Einladung des PDS-Mitglieds Sahra Wagenknecht geübt hatte, »Ausgrenzung von Anfang an«, machte die Debatte um diese Kritik allerdings im eigenen Blatt zum Fortsetzungsroman.

Ausgrenzung relevanter Strömungen war ohnehin einer der Lieblingsvorwürfe an den Veranstalter – nicht selten vorgebracht in Tateinheit mit eigenen Vorschlägen zur besseren Ausgrenzung. So wurde nicht nur in »Interim« die Einladung von »polit-psycho-sekten wie ex-mg« kritisiert, was diese nicht hinderte, sich wegen der begründeten nachträglichen Rücknahme der Einladung zu einem der vier Foren, auf denen sie vertreten war, selbst über »Ausgrenzung!« zu beschweren. Dazu noch einmal die »SoZ«: »Da vermutlich die Kritik an der KONKRET-Redaktion, sie habe nicht alle relevanten oder sogar die falschen ReferentInnen eingeladen, nicht so schnell verstummen wird, sei hier dazu kurz der Hinweis gegeben, daß sie sich für ein ganz und gar unsicheres Vorhaben an die für sie sicherste Linie gehalten hat: an ihre Autoren und solche, die sie gern hätte. Sehr viele, wenn nicht die meisten TeilnehmerInnen empfanden den Kongreß jedenfalls nicht als Zeitverschwendung.«

Wir auch nicht.

Konkret 08/93, S. 32

Elmar Altvater

Die Höhe der Zeit

Industrialisierung ohne Kapitalismus? – Einige Bemerkungen zu kapitalistischen Entwicklungsgrenzen, Entropie und ökologischer Ökonomie, angeregt durch den Artikel »Let's get physical?« von Ralf Blendowske (KONKRET 4/93)

Der unwiderstehlichen Anziehungskraft des hochentropischen Schwarzen Lochs banalisierter Informationen ist auch der Physikus Blendowske, Autor des Artikels »Let's get physical?« (KONKRET 4/93), erlegen. Nicht nur Kaffee und Milch, sondern auch Bordeaux, Sherry und Whisky, Erdbeer-Sorbet und saurer Hering nach Hausfrauenart werden mit irreversibler Unnachsichtigkeit so verrührt, daß jede noch so gutgemeinte Willensanstrengung die Ingredienzien des unappetitlichen Gemenges nicht mehr zu scheiden und für einen späteren Gebrauch zu rezyklieren vermag. Im Zeitalter der Medien könnte dieses Verfahren auch Message-Komprimierung genannt werden. Auf den Artikel von Ralf Blendowske angewandt, würde es folgende erhellende Blend Mixture hervorbringen: Erstens muß der Kapitalismus weg. Zweitens kann man mit dem Entropiebegriff in den weichen Sozialwissenschaften nichts anfangen, da er schon in der harten Physik umstritten ist. Drittens täte es der Analyse gut, mehr Ex-DDR-Literatur aus dem Gedächtnisloch in die konkret-linken Diskurse zu transportieren.

Blendowske würde sich gegen diese höchstgradig entropie-produktive Zusammenfassung seiner Kritik sicherlich zur Wehr setzen, sie als »Entgleisung«, als unzulässige und überflüssige Reduzierung von Syntropie bezeichnen und auf »Distinktionen«, auf Unterscheidungen im Menü der theoretischen Kategorien, beharren. Zu Recht. Doch hat er nichts anderes mit dem Gegenstand seiner Kritik getan: mit meinen in den letzten Jahren publizierten Büchern. Er dreht sie durch den Wolf der Komplexitätsreduktion, und heraus kommt eine undifferenzierte, für schlichte Geschmäcker vielleicht verdaulichere und für theoretische Gourmets und politische Puristen um so leichter zurückzuweisende Masse. Dabei habe ich den im »Prolog« zu dem Buch »Der Preis des Wohlstands« begründeten Versuch gemacht, dem in den Sozialwissenschaften inzwischen verbreiteten Abgesang auf theoretische An-strengungen einen Kontrapunkt entgegen-zusetzen, den theoretischen Horizont zuerweitern, der politischen Phantasie aufdie Sprünge zu helfen, indem statt des pam-pigen Breis aus der Fast-food-Küche der Theoretiker der »Zivilgesellschaft« und der »internationalen Regime« oder des »Friedensprojekts Europa« ein Menü unterscheidbarer (distinkter) Gänge serviert wird. Als Nachtisch oder »Epilog« wird in dem Buch für eine »solare Revolution« plädiert, von der explizit gesagt wird, daß es sich dabei nicht um eine »wesentlich technische Revolution« handeln kann. Daß Blendowske mir gerade dies unterstellt, mag auf eine gewisse »déformation professionelle« bei der Rezeption verweisen.

Auf vertrauten Theorien schlicht zu beharren, macht nach allem, was in den vergangenen zwei Jahrzehnten in der Welt geschehen ist, keinen Sinn. Daher der Versuch, die Marxsche Theorie mit modernen Theorieelementen zu verknüpfen: Kritik der politischen Ökonomie auf der Höhe der Zeit. Am Ende des 20. Jahrhunderts, nach dem Kollaps des real existierenden Sozialismus und dem offensichtlichen Scheitern des kapitalistischen Entwicklungsmodells der vergangenen Dekaden müssen auch die Kategorien der Kritik neu fundiert und untereinander verknüpft werden. Gerade deshalb sind die Prämissen, unter denen Blendowske seine kritischen Hiebe austeilt, unakzeptabel. Er schreibt nämlich, daß die wirtschaftliche Entwicklung aller Länder »notwendig« sei, ohne auf die in den von ihm kritisierten Schriften zentrale Frage eine Antwort zu suchen, welche Entwicklung das sein könne, die für alle Menschen auf allen Kontinenten bessere Lebensbedingungen gestattet. Bürgerliche Ökonomen und Politiker, auf die Blendowske beiläufig hinweist, gehen ja immerhin davon aus, daß kapitalistische Entwicklung in der Weltgesellschaft von heute im Prinzip »sustainable« sein könne. Blendowske scheint dieser Auffassung eher skeptisch gegenüberzustehen. Da hat er Recht, und warum er Recht hat, wird in dem von ihm kritisierten Buch ausführlich erläutert.

Das Entwicklungsmodell, welches seit ca. 300 Jahren, zunächst in Europa und später weltweit, ungleichmäßig und ungleichzeitig realisiert worden ist, kann aus ökologischen Gründen auf keinen Fall verallgemeinert werden, selbst wenn Industrialisierungsschübe von China bis Afrika südlich der Sahara und von Lateinamerika bis Südostasien unter den gegebenen weltwirtschaftlichen Bedingungen kurzfristig stattfinden sollten. Einige Lobredner der »sustainability« erhoffen sich von einer Industrialisierung der »Dritten Welt« mehr Effizienz und von der technischen Effizienz ökologische Entlastung für den vor allem durch die Industrieländer geschundenen Globus. Doch wie groß die Ressourceneinsparung (und der Rückgang der Zuwachsrate der Bevölkerung) auch sein mögen – der Lebensstil moderner Gesellschaften und das Wachstum sorgen unvermeidlich für einen im Nettoeffekt steigenden Verbrauch von Energie und Rohstoffen und für eine zunehmende Belastung der Lebenssphären der Erde. Worin auch sonst sollte der steigende Reichtum der industriellen Wohlstandsgesellschaft bestehen, wenn nicht in mehr Mobilität, größerem Raumbedarf, steigendem Material- und Energieverbrauch in einer schnell wechselnden Moden unterworfenen Kultur? Blendowske beklagt mit vielen anderen, daß der moderne Weltkapitalismus es mit seiner »Hochfinanz« und »Akkumulationsdynamik« verhindere, daß »der Trikont« die Fesseln der Abhängigkeit sprengt. Blendowske scheint daran zu glauben, daß eine »sustainable«, sozialistische Industriegesellschaft möglich sei, wenn erst der Kapitalismus weg ist.

Also noch einmal »Dognat' i peregnat'«, »Einholen und Überholen«; mehr, schneller, besser als im globalen Kapitalismus? Die Frage erfordert 1993 eine andere Antwort als 1916. Trotzkis Idee (eine Theorie kann man sie eigentlich nicht nennen) der »permanenten Revolution« hatte den richtigen Pfiff: Die Revolution kann nur als weltgesellschaftliche letztlich erfolgreich sein. Der Schluß, daß sich dabei die Weltgesellschaft nicht nur »formationsspezifisch« ändern, sondern ihre energetische Grundlage radikal umbauen, revolutionieren muß, war Trotzki ebenso fremd wie Lenin und vielen anderen nach ihnen.

Solar oder sozialistisch?

Was für eine Revolution kann das sein, die »permanent« ist und die gesamte Welt, also auch die Industrieländer, einbezieht? Ich habe sie eine »solare Revolution« genannt, denn mit den fossilen Energieträgern und den ihnen angemessenen industriellen Energie- und Stoffwandlungssystemen ist eine globale Revolution ebenso ausgeschlossen wie ökologisch »nachhaltiges« Wirtschaften. Die Autos von 6 Milliarden Menschen hält der Globus nicht aus, wo schon die Automobile der paar hundert Millionen Bewohner der Industrieländer Land, Luft und Wasser, von den Lebewesen gar nicht zu reden, den Garaus machen. Die sozialistische Revolution der Periode nach 1917 ist ja daran gescheitert, daß sie nicht radikal genug war, daß sie die kapitalistische Gesellschaftsformation auf ihrem eigenen Terrain von Wachstum und Produktivkraftentwicklung zu schlagen versuchte. Das Scheitern war vorprogrammiert, und es ist von vielen vorausgesehen worden. Eine solare Revolution ist radikaler als die »sozialistische Revolution«, und sie dauert deshalb auch länger, vielleicht Generationen. Weil sie in Schritten und nicht als »Sturm auf das Winterpalais« erfolgt, ist die Dialektik Rosa Luxemburgs von Reform und Revolution dabei noch entscheidender als zuvor in der Geschichte.

Ein »naturalisierter Widerspruch«? Gewiß auch, denn ökonomische, politische, soziale und kulturelle Entwicklung findet nun einmal im Medium der Natur statt. Die Sozialwissenschaften sind geneigt, dies zu vergessen. »Selbstreferentiell« sind ihre Kategorien ausgelegt, das System gerät nur in Krisen und an Grenzen infolge seiner ihm eigenen Widersprüche. Die verschwiegene Annahme dabei ist, daß die Natur jenseitsdes Gesellschaftlichen auf einer anderenInsel, durch einen Ozean des natürlichenÜberflusses von unserer Insel der (Un-)Se-ligen getrennt, existiere; daß ihre Res-sourcen unbegrenzt und die Zumutungenan die Tragfähigkeit des Globus schrankenlos sein könnten. Mit wenigen Ausnahmen, die Juan Martinez-Alier (»Ecological Economics«) mit archäologischer Akribie ans Tageslicht gebracht hat, sind die Sozialwissenschaften von »Naturvergessenheit« gezeichnet.

Nun gibt es verschiedene Möglichkeiten, die Natur in die Ökonomie und andere Sozialwissenschaften zu integrieren: Man kann dies erstens ohne Begriffsanstrengung romantisch-kitschig tun und von der Natur ebenso faseln wie von der Gesellschaft. Zweitens kann man, wie es die Neoklassik vorexerziert, das ökonomische Kalkül auf natürli-che Prozesse (»methodologisch-imperialistisch«) ausdehnen und die »Rationalität« der Natur mit der ökonomischen »Rationalität« überformen. Die Probleme der Naturzerstörung verschwinden dann, weil sie gänzlich innerhalb des ökonomischen Kalküls bearbeitet werden. Für Ökonomen ist das Problem der Wasserverschmutzung gelöst, wenn die Kosten im Preis untergebracht sind. Daß das Gewässer dadurch nicht sauber wird, ist für den Ökonomen unerheblich. Man könnte drittens die Gesellschaft »naturalisieren«, indem soziale Prozesse in naturwissenschaftlichen Kategorien erfaßt und beschrieben werden, also so etwas wie eine soziale Physik begründet wird.

Im Gegensatz zu Blendowskes Unterstellung folge ich keinem dieser Wege. Statt dessen mache ich den Versuch, durch Rekurs auf die einfache und so schwer zu verstehende Kategorie des Doppelcharakters der Arbeit bei Marx alle sozialen Prozesse zugleich als gesellschaftliche Kommunikation und materiale und energetische Transformation, die »Ökonomie als menschliche Ökologie« (Martinez-Alier) und als sozialen Prozeß zu begreifen. An diesem Punkt der Reflexion verknüpfen sich sozialwissenschaftliche und naturwissenschaftliche Diskurse, sie ersetzen sich nicht wechselseitig, und sie schließen sich nicht aus. Der Entropie-Begriff hat folglich einen sozialwissenschaftlich definierten und mithin begrenzten Stellenwert. Er firmiert nur in der Blendowskeschen Interpretation als die Kasperklatsche, mit der die Ungeheuer des sozialwissenschaftlichen Unverständnisses unter dem Jubel des Publikums getötet werden.

Da (produktive) Arbeit Wert- und Mehrwertproduktion und zugleich Umformung von Stoffen und Energien ist, müssen beide Seiten des (Re)produktionsprozesses, die ökonomische ebenso wie die ökologische, analysiert werden; je mehr der Akkumulationsprozeß fortschreitet, desto mehr drängt sich dieses theoretische Postulat auch politisch auf. Vor 20 Jahren schrieb Octavio Paz aus der Sicht von 1993 völlig zu Recht: »Die Technik rühmen und die Industrie für das größte Agens der Befreiung der Menschen halten, ein Glaube, der den Kapitalisten und den Kommunisten gemein ist, war 1850 logisch, 1900 legitim, 1920 erklärlich, aber 1975 ist er skandalös. Heute werden wir gewahr, daß das Übel nicht allein in der Eigentumsregelung an den Produktionsmitteln liegt, sondern in der Art und Weise der Produktion selbst.«

Wegen der zeitlichen und räumlichen Maßlosigkeit der Verwertung machen sich die Schranken der Natur als gesellschaftliche Restriktionen bemerkbar. Adam Smith konnte noch mit einem uns heute infam erscheinenden Optimismus davon ausgehen, daß durch das Wirken der »unsichtbaren Hand« des Marktes private Laster in »öffentliche Wohltaten« verkehrt würden. Knapp 200 Jahre später müssen wir erkennen, daß selbst privat tugendhafte, sagen wir: Schmidheinysche

Unternehmertypen, wenn sie denn der Logik der Kapitalakkumulation folgen (und was sollten sie sonst tun?), die Naturressourcen übernutzen. Als »tragedy of the commons«, als Tragödie des gemeinsamen Erbes, ist dieses Paradox der Entwicklung bezeichnet worden.

Fossile Märkte

Die Grenzen der Natur sind also bereits im gesellschaftlichen Funktionsmechanismus und im individuellen Denken enthalten. Der moderne Kapitalismus ist eine Gesellschaft, die im Akkumulationsprozeß das Tempo steigert und im Raum expandiert, bis tatsächlich das biblische Gebot der Unterwerfung der Erde erfüllt worden ist. Das Gebot ist bekanntlich mehrere tausend Jahre alt, aber es konnte nur wahrgemacht werden, weil zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte seit Beginn der industriellen Revolution mit Hilfe der fossilen Energieträger die Grenzen der biotischen Energien ausgehebelt wurden. Märkte, Blendowske, sind ebenfalls sehr alt, viel älter als der Kapitalismus. Die uns irritierende Marktdynamik, auch den Fetischismus von Geld und Kapital, haben sie erst, seitdem fossile Energieträger die Schaffung des Weltmarkts (bekannntlich im »Begriff des Kapitals« angelegt) überhaupt möglich gemacht und die Zirkulationszeiten durch moderne Transport- und Kommunikationstechnik verkürzt haben.

Auf »solarer« Basis können Märkte gar nicht so zerstörerisch schnell und expansiv wie »fossile Märkte« sein und menschliche Maßverhältnisse komplett ignorieren, denn Sonnenenergie läßt sich weder leicht transportieren noch so enorm konzentrieren wie fossile Energieträger. An diesem Punkt kommt der von Blendowske so heftig hinsichtlich seines Nutzens bezweifelte Entropiebegriff (»Fetisch Entropie«) ins Spiel. Daß wir auf lange Sicht alle tot sind, wie Keynes ironisch feststellte, oder das Weltall irgendwann in einigen Milliarden Jahren den Wärmetod sterben wird, ist das Problem selbst dann nicht, wenn wir die Halbwertzeiten von Plutonium oder Cäsium in Rechnung stellen, die wir aus dem 20. Jahrhundert den Generationen der nächsten 25 Jahrtausende als Mitgift hinterlassen. Immerhin ist das eine Zeit, die länger dauern wird als die Menschheitsepoche von den Anfängen der Zivilisation im Gefolge der neolithischen Revolution bis zum Höhepunkt der industriell-kapitalistischen Gesellschaft unserer Tage. Industrie ist die kongeniale Basis der kapitalistischen Gesellschaftsformation, die Form der reellen Subsumtion der Arbeit und der fossilen energetischen Kräfte unter das Kapital. Infolgedessen ist es, zumal nach den Erfahrungen seit 1917, absurd, sich ein Industriesystem vorzustellen, das nicht kapitalistisch wäre oder zum Kapitalismus drängte.

Der Zweck der reellen Subsumtion von Arbeit und Natur im Produktionsprozeß ist definiert. Es muß Profit erzeugt werden, und es müssen Gebrauchswerte für menschliche Bedürfnisse resultieren, wobei es gleichgültig ist, ob diese Bedürfnisse verrückt, entfremdet, pervers, gemein, falsch, grün oder mollig sind. Irgendeinen Nutzen müssen sie haben, um gewinnträchtig verkauft werden zu können. An diesem Kriterium der Nützlichkeit bemißt sich die Entropie als Maß der Unordnung bzw. die Syntropie als Maß der Ordnung. Eßbare Pilze sind, wie Georgescu-Roegen hervorhob, von hohem Nutzen und haben daher niedrige Entropie, während Giftpilze nutzlos sind und folglich hohe Entropie aufweisen, obwohl physikalisch gesehen Speise- und Giftpilze von gleicher Qualität und Entropie sind. Insofern sind die Beispiele in Blendowskes Artikel zwar für einen Physik- Leistungskurs an einem Weißenseer Gymnasium geeignet, sie taugen aber nicht zur Erhellung der in den kritisierten Texten aufgeworfenen Probleme.

Die Ordnung ist immer anthropozentrisch definiert, und daher ist der Entropiebegriff in dem von mir diskutierten Kontext kein physikalischer, sondern ein sozialwissenschaftlicher Begriff, mit dem es möglicherweise gelingt, die »andere Seite« sozialen Handelns, diejenige, die Naturveränderung, zumeist die Degradation von Naturvermögen, zum Ergebnis hat, in den Horizont der theoretischen Aufmerksamkeit zu rücken. Nochmals: Der Begriff ersetzt die Kategorien der politisch-ökonomischen Analyse nicht, er dehnt ihre Reichweite interdisziplinär aus. »Mittels der Physik diese Probleme lösen zu wollen«, ist nicht mein Bier – das überlasse ich liebend gern den Physikern. Prost!

Elmar Altvater lehrt Politische Wissenschaften an der Freien Universität Berlin

Konkret 08/93, S. 35

Christoph Türcke

Die Inflation des Rassismus

Gibt es ein biologisches Substrat, das es gestattet, Menschenrassen in nichtdiskriminierender Absicht zu unterscheiden? Welche Beziehung besteht zwischen der Entwicklung des Weltmarkts und dem globalen Siegeszug des Rassismus? Worin unterscheidet sich der Ausländerhaß in Deutschland von der Fremdenfeindlichkeit in anderen Ländern? Was taugt der Antirassismus? Das sind einige der Fragen, mit denen der Hochschullehrer Christoph Türcke sich in einem Beitrag beschäftigt, den er auf dem KONKRET-Kongreß am 12. Juni in Hamburg vortrug. Dieser Vortrag hat noch während des Kongresses heftige Auseinandersetzungen ausgelöst. Türcke wurde als »Rassist« beschimpft und der Abbruch des Referats gefordert. KONKRET dokumentiert seinen Beitrag im Wortlaut, um eine Versachlichung der andauernden Debatte zu ermöglichen. Für den Abdruck hat Türcke seinem Text eine Vorbemerkung und einige Ergänzungen hinzugefügt. Sie sind als solche gekennzeichnet. Ebenso dokumentieren wir die Redebeiträge, in denen Ingrid Strobl und Bettina Hoeltje während des Kongreß-Abschlußplenums ihre Kritik an Türcke zusammengefaßt haben. Ein Kommentar von Hermann L. Gremliza beschließt den Einstieg in die Türcke-Kontroverse. Sie soll in den nächsten Heften fortgesetzt werden

Vorbemerkung

Gibt es Begriffe, die so kompromittiert sind, daß man sie nicht mehr benutzen darf? Viele, denen es um gründliche deutsche Vergangenheitsbewältigung zu tun ist, sagen ja; seit der Vernichtung von sechs Millionen Juden als »minderwertiger Rasse« könne man in Deutschland von Rasse schlechterdings nicht mehr sprechen. Wieso eigentlich nur dort? Wenn US-Amerikaner in der »Socialist Review« das Verhältnis von Schwarzen und Weißen unter dem Titel »race relations« thematisieren, dürfen die das, weil die USA kein Auschwitz hatten, sondern nur Martin Luther King? Deutsche Antirassisten haben daran bisher zumindest nicht nennenswert Anstoß genommen, genauso wie sie es haben durchgehen lassen, wenn Biologie und Umgangssprache Pudel, Doggen und Dackel als Hunderassen bezeichnen, ohne damit schon die einen als minderwertig und die andern als höherwertig klassifiziert zu haben. »Ungeheuerlich«, höre ich einwenden, »von Pudeln und Doggen zu reden, wo es doch um Auschwitz geht!« Aber wird nicht erst durch das harmlose Tierbeispiel – und der Mensch ist ein Tier, nämlich ein vernunftbegabtes – der Punkt deutlich, an dem die Ungeheuerlichkeit beginnt: dort, wo »Rasse« und »minderwertig« zusammengeschlossen werden, als bildeten sie ein analytisches Urteil, d.h. eines, worin das Prädikat dasselbe sagt wie das Subjekt? Wer Kreis sagt, sagt rund: das ist die Logik der Sache. Daß, wer Rasse sage, automatisch auch minderwertig sage: das ist die Unlogik der Sache, die Ursünde der Rassenideologie. Wo Ideologie ist, ist Unlogik, sonst könnte man sie nicht vernünftig kritisieren; ihre physische und ihre geistige Gewaltsamkeit als zwei Seiten derselben Sache zu erweisen, ist das Tun aller Ideologiekritik, die diesen Namen verdient. Die Unlogik der Sache kann deren herrschende Praktik sein – und dadurch aussehen, als sei sie die Logik der Sache. Dieser Schein macht ja gerade Ideologie aus, und der Witz der Ideologiekritik ist, ihm nicht aufzusitzen; herrschende Praktik und Logik auseinanderzuhalten.

Die Rassenideologie hat nun in unserem Jahrhundert derart gewütet, daß die Autorität ihrer Unlogik schließlich selbst noch bis in die Antirassismus-Diskussion reicht. Wenn dort heute als ausgemachte Sache gilt, daß es Rassen von Natur aus nicht gebe, daß sie durch den Rassismus erst erfunden würden, daß dessen Vergehen nicht darin bestehe, Rassen zu diskriminieren, sondern Gruppen dadurch zu diskriminieren, daß er sie als Rassen bezeichne, dann wird dem Rassismus bei seinem ersten Schritt, der Gleichsetzung von Rasse und Minderwertigkeit, Recht gegeben. Seine Praktik wird als die Logik der Sache, der Mißbrauch des Rassebegriffs als sein einzig möglicher Gebrauch anerkannt. Und die Folgerungen? Das Kind wird mit dem Bade ausgeschüttet. Weil Juden und Araber keine Rassen sind, sollen Schwarze und Weiße auch keine sein. Weil die Naturdifferenz von schwarz und weiß immer schon in einem bestimmten sozialen Kontext wahrgenommen wird, soll es sich um eine soziale Kategorie handeln, nicht um eine biologische. Gesellschaft wird gegen Natur ausgespielt, die Frage, wovon denn Gesellschaft die Überformung und der Filter sei, wenn nicht von der Natur, gar nicht mehr erst gestellt, wie wenn durch den Zigarettenfilter eingeatmetes Nikotin keines mehr sei, sondern nur noch »Filter«. Wo in »Rasse« nichts als eine willkürliche Zuschreibung gesehen wird, der jegliche Entsprechung in der Natur fehle, wird aus dem Tatbestand des Rassismus eine genauso willkürliche Festsetzung, und entsprechend haltlos wird sie eingesetzt; führende Theoretiker legen Wert darauf, sie nicht auf das Verhältnis zwischen ethnischen Gruppen zu beschränken, sondern überall, wo Gruppen wegen ihrer Herkunft, Kultur, Religion, sozialen Lage, ihres Geschlechts oder was es auch sei unterdrückt und marginalisiert werden, von Rassismus zu sprechen. Damit wird »Rassendiskriminierung« zu einer Tautologie wie »Volksdemokratie«. Der Begriff paßt auf alle Formen der Unterdrückung und erklärt keine mehr.

Wer heute noch gehört und nicht gleich in Schubladen sortiert werden will, tut meist gut daran, Reizwörter zu vermeiden und Begriffe wie Kapitalismus, Sozialismus, Kommunismus, Dialektik auch dann zu umschreiben, wenn das gesagt werden soll, wofür sie einst standen. Es gibt aber auch Fälle, wo man den Stier bei den Hörnern packen und einen prekären Begriff eigens zum Thema machen muß, um sich nicht zum Komplizen seiner fahrlässigen Verwendung zu machen. Dann muß man ihn in einen Argumentationszusammenhang stellen, der bei denkenden Hörern oder Lesern den Reflex unmöglich macht, den das pure Reizwort gewöhnlich auslöst. Ich war so naiv, zu glauben, beim Hamburger KONKRET-Kongreß sei ein

solches Verfahren der »Verfremdung« hochbelasteter Begriffe unbedenklich. Auf Widerspruch war ich gefaßt, auf Tumult nicht. Ich lernte, daß von denen, die schon nach wenigen Sätzen auf Abbruch meines Vortrags drangen, viele nicht nur nicht zuhören wollten, sondern es gar nicht konnten. Auf Worte wie »Rassenmischung« und »Zuchtwahl« reagierten sie wie der Pawlowsche Hund beim Aufleuchten der Lampe: Zu »Rasse« »minderwertig« zu assoziieren, ist ihnen zur zweiten Natur geworden. Wen diese Art zweiter Natur noch nicht ereilt hat, dem dürfte es schwer werden, in meinem Text rassistische Äußerungen zu entdecken. Sollten sich gleichwohl welche finden, so sind sie selbstverständlich gegen meine Intention und werden widerrufen. Hier gebe ich, um korrekt zu dokumentieren, was auf dem Hamburger Kongreß der Stein des Anstoßes war, den genauen Wortlaut des gesprochenen Textes, obwohl mir der Abdruck einer überarbeiteten Fassung entschieden lieber gewesen wäre. In Klammern und Fußnoten erscheinen ein paar Ergänzungen und Erläuterungen sowie eine Korrektur.

Daß Pygmäen, Mongolen, Eskimos, Araber, Skandinavier in Wuchs, Gestalt, Farbe, Sprache und Sitten deutlich voneinander abweichen, ist keine Erfindung ressentimentgeladener Mitteleuropäer, sondern simple Tatsache. Es gibt nun einmal Menschengruppen schwarzer, weißer, gelber oder rötlicher Hautfarbe, die sich durch die Gemeinsamkeit erblicher Merkmale signifikant von andern unterscheiden,und so unmöglich es ist, genau anzugeben, wie weit dieser Merkmalsunterschied sich über die Hautfarbe hinaus auf Temperament, Neigung, Begabung, Charakter erstreckt, so absurd wäre es, ihn zu leugnen und so zu tun, als bedeute der Unterschied zwischen schwarzer und weißer Hautfarbe nicht mehr als der zwischen einem roten und einem grünen Anorak. Die menschliche Haut ist ein Atmungs- und Wahrnehmungsorgan ersten Ranges, Grenze und Filter zwischen Außen und Innen, und zu behaupten, daß ihre Beschaffenheit (von der die Pigmentierung natürlich nur *ein* Faktor ist) vollkommen unabhängig von den Bedingungen der Außenwelt sei und gleichgültig dafür, wie das Äußere aufs Innere wirkt und Art und Richtung körperlicher und geistiger Aktivität beeinflußt, heißt den Stoffwechselprozeß ignorieren, in welchem die Menschheit mit der übrigen Natur steht1 – und schon seit mehreren hunderttausenden von Jahren gestanden hatte, als sie in jene letzten zehntausend Jahre eintrat, die wir etwas genauer verfolgen können als alles vorige und daher allzu schnell mit der menschlichen Geschichte verwechseln.

Dieser Stoffwechselprozeß hat den Menschen, als einzelnen wie als Gruppen, zahllose Verschiedenheiten ein- und aufgeprägt, und wenn man den eindeutigsten und haltbarsten davon, die so tief in dem jeweiligen Kollektiv sitzen, daß sie sich unweigerlich vererben, mit wem die betreffende Person sich auch paare, den Namen der Rasseneigenschaft gibt, so ist das nichts als eine vernünftige Rege-lung.2 Warum nicht die schwarze, weiße, gelbe, rothäutige Variante der Menschheit, wie Kant es tat, als Rassen definieren, um so präzise den Tatbestand zu fassen, daß keine von ihnen aus der andern herleitbar und eine Urmenschheit, aus der sie alle gemeinsam stammen, nicht mehr greifbar ist, daß vielmehr jede dieser Varianten so viel physische Eigenart hat, daß sie, gleichgültig, mit welcher andern sie sich mischt, ihre Hautfarbe in der Mischung geltend macht, aber keine wiederum so eigen ist, daß ihr Denkvermögen nicht mit dem jeder andern kompatibel wäre? Mehr noch: Warum nicht einräumen, daß es günstigere und weniger günstige klimatische und geographische Bedingungen für menschliche Entwicklung gibt, so daß es nicht ganz zufällig ist, wenn etwa im Mittelmeerraum und Vorderasien sich Agrikultur, Architektur, Handel, Sprache und Schrift in anderer Weise entfalteten als in Feuerland oder Amazonien? Warum nicht zugeben, daß die Natur ihre Huld innerhalb der Rassen wie auch zwischen ihnen nicht so gleichmäßig verteilt hat wie eine Firma ihre Postwurfsendung?

Erst wenn aus der Hautfarbe eine fixe, ahistorische Erbmasse gefolgert wird und aus der wiederum ein bestimmter Charakter, Intelligenzgrad, moralischer Wert, der dann pauschal allen Mitgliedern einer Rasse unterstellt und als ihr »Blut« ausgegeben wird, ist die Definition in Projektion, die Analyse in grobe Fahrlässigkeit umgeschlagen und zudem etwas Entscheidendes ignoriert: die Ungleichzeitigkeit in körperlicher, seelischer und geistiger Entwicklung. Daß im Seelenleben eine bestimmte Art und Weise, die eigenen Triebe zu organisieren und temperieren, d.h. ein bestimmtes Temperament, die Oberhand gewinnt, dazu bedarf es einer entsprechenden körperlichen Konstitution, eines bestimmten Grads von Belastbarkeit, Trägheit oder Erregbarkeit. Aber das Seelenleben *ent*springt der körperlichen Konstitution nicht nur in dem Sinne, daß es aus ihr hervorgeht, sondern auch in dem, daß es ihr entrinnt: eine eigene Dynamik und Geschichte entwickelt, ungleich schneller, flexibler und empfindlicher reagieren lernt als der dazugehörige Körper, und ein ganz ähnliches Verhältnis bildet sich zwischen Seelenleben und dem daraus entspringenden Denkvermögen, das, sobald einmal vorhanden, ebenfalls seine eigene Geschichte beginnt – in einem Tempo, mit dem Seele und Körper nicht Schritt halten. Die Erfahrungs- und Wissensbestände des menschlichen Intellekts, die sich schnell in Veränderungen der produktiven Kräfte und der gesellschaftlichen Organisation niederschlagen, brauchen erheblich länger, bis sie sich in Wandlungen der Seelenkonstitution übersetzen und noch ungleich viel länger, bis sie die Körperbeschaffenheit eines Kollektivs umformen, und dennoch kommen sie, wenn sie dauerhaft sind, irgendwann und irgendwie einmal dort an, solange die Menschen psychosomatische Gebilde sind und es nicht schaffen, Geist, Seele und Körper keimfrei getrennt zu bekommen. Körpergeschichte ist unendlich viel älter und langsamer als Seelen- und erst recht Geistesgeschichte, aber alle drei laufen simultan. Wenn bestimmte geographische, klimatische, gesellschaftliche Veränderungen in der körperlichen Konstitution

eines Kollektivs in 20, 200 oder 2.000 Jahren keine merklichen Veränderungen hinterlassen haben, so ist das nicht der geringste Beweis dafür, daß sie das auch in 200.000 Jahren nicht tun oder getan haben. (Neuerdings hat die Wissenschaft zudem die Möglichkeit eröffnet, die Rückwirkung des Geistes auf die Körperkonstitution in atemberaubender Weise abzukürzen: durch die Gentechnik.)

An solche Selbstverständlichkeiten zu erinnern, ist in der heutigen Diskussion notwendig, um zweierlei klarzustellen: 1. Menschenrassen sind keine Erfindung des Rassismus, sondern ein Produkt der Naturgeschichte. 2. Rassismus als Ideologie trat zu dem Zeitpunkt auf, als die Menschheit auf ihrem fortgeschrittensten Erdteil durch ihre fortgeschrittenste Klasse begann, ihre Naturgeschichte auf zuvor nie gekannte Weise in Eigenregie zu nehmen. »Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen«, bemerkt das *Kommunistische Manifest:* »Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen«. »Die Bourgeoisie reißt durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation.« »Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehn wollen.« »Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem Bilde.«

Seither sind Menschenrassen ein Anachronismus. Nicht, daß es nicht auch schon im Altertum reichlich Völkerwanderungen und -mischungen gegeben hätte. Nun aber werden sie zur zwingenden Konsequenz der sich bildenden Weltwirtschaftsordnung, die nicht existieren kann, ohne zu expandieren, und nicht expandieren, ohne systematisch die Völker einander anzugleichen und durcheinanderzumischen. Das moderne Wirtschaftsgesetz ist rassenauflösend. Die Auflösung ist zwar noch längst nicht verwirklicht, wie schon ein flüchtiger Blick auf Südafrika zeigt, aber sie ist in vollem Gange. Das Indianerreservat könnte jetzt schon das Modell dafür sein, wie dermaleinst echte Schwarze, Weiße oder Gelbe gehalten werden, wenn der Schmelztiegel global geworden ist und Afrika oder China genauso durchmischt hat wie jetzt schon Brasilien. Apartheid ist unrentabel, überholt und deshalb so blutig. Die verstockte Gewalt, mit der Anachronismen ihr Lebensrecht behaupten, gehört zum Brutalsten.

Fünf Jahre nach dem *Kommunistischen Manifest,* das das europäische Bürgertum als Motor eines weltweiten Gleichschaltungsprozesses begriff, erschien der vierbändige *Versuch über die Ungleichheit der Rassen* des Grafen Gobineau, der der Herrschaft der weißen Rasse, der einzigen, die »große Zivilisationen« hervorgebracht habe, als einer niedergegangenen Epoche nachtrauert. Die weiße Rasse habe sich durch fortschreitende Mischung mit andern ausgegeben, ihr Blut sei »erschöpft« und kein frisches, unverbrauchtes, reines mehr auf dem Globus, um der Menschheit noch einmal aufzuhelfen; der »Racenwirrwarr im Innern alle Gesellschaften« laufe auf die »vollkommene Erniedrigung unserer Gattung« hinaus, als seien Rassen nicht selbst schon geschichtliches Produkt, sondern einst rein aus Gottes Hand oder dem Erdboden geschossen. Freilich ist da Geschichtsklitterung, inspiriert vom gekränkten Hochmut eines Adligen, der im Verfall seiner Adelsprivilegien den Verfall der Menschheit argwöhnte. Und dennoch, der Rassismus, der bei Gobineau als vornehme Klage über den Verfall der reinen Rasse beginnt und in der zweiten und dritten Generation, bei Chamberlain, Günther, Baur, Fischer, Lenz sich zunehmend zur fixen Idee weißer Rassenhygiene vulgarisiert, ist ebenso wahnhaft wie instinktsicher. Er ahnt, daß die grandiose Gleichschaltung, die das moderne Wirtschaftsgesetz veranstaltet, auf Dauer nicht einmal vor den Verschiedenheiten der Rassen, Völker, Sippen haltmachen und auf jenen Einheits- und Durchschnittstypus hinarbeiten wird, der Nietzsche vorschwebte, wenn er vom Herdentier Mensch sprach. Die Obsession von Verfall und Wiederherstellung der reinen Rasse ignoriert die Wirtschaftsgeschichte des Kapitalismus und riecht gleichsam die Körper- und Seelengeschichte, die er, mit zeitlicher Verzögerung, in Gang gesetzt hat und die bis heute noch in den Anfängen steckt. Rassismus ist Reaktion auf die Zuchtwahl, die die moderne Wirtschaftsordnung höchstselbst veranstaltet, und Rasse steht dabei repräsentativ für all die Eigenarten, die in dem Maße verschwinden, wie Kollektive von der Besonderheit und Beschränktheit ihrer örtlichen Umgebung, Vegetation, Ernährung, Produktionsweise und Umgangsformen losgemacht und an die allgemeine Apparatur der gleichen Marktbedingungen, Werkzeuge und Fahrzeuge, Bilder und Töne, Wohnblocks und Modetrends angeschlossen werden. Kein Wunder, daß in Deutschland sehr schnell die eigene Rasse mit Volk und Nation gleichgesetzt wurde und die Gegenrasse mit dem allgemeinen Prinzip, das alle besonderen der eigenen zersetzt. Unter der arischen verstand man die Deutschen, unter der semitischen die jüdische Weltverschwörung.

Horkheimer und Adorno haben schon in den 40er Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß es beim modernen Antisemitismus auf die Juden als solche immer weniger ankommt. Sie können durch Zigeuner, Neger, Asiaten jederzeit abgelöst werden. »Und wie die Opfer untereinander auswechselbar sind, je nach der Konstellation: Vagabunden, Juden, Protestanten, Katholiken, kann jedes von ihnen anstelle der Mörder treten, ... sobald es als die Norm sich mächtig fühlt.« »Die Wut entlädt sich auf den, der auffällt ohne Schutz.« Rassenzugehörigkeit ist nur noch ein Sonderfall des Auffälligwerdens. Es genügt eine Ausdrucksweise, die vom umgebenden Kollektiv als fremd erfahren wird, und das Kollektiv kann eine Nation, ein Volk, aber auch eine Religionsgemeinschaft, Arbeitsgruppe oder Bande sein. Rassismus im genauen Wortsinn, als Anschauung von der natürlich-erblichen Überlegenheit einer Rasse über die andere, ist oberflächlich

sowohl was ihren Inhalt anbetrifft, der von Geschichtsklitterung und Projektion strotzt, als auch in ihrer Wirkungsweise: Den Kollektiven, die sie reklamieren, ist sie gewöhnlich oberflächlicher Deckmantel von etwas viel tiefer Sitzendem: der Furcht vor dem Fremden und dem Haß darauf. Und der wiederum hatte ursprünglich wenig mit Rasse und viel mit undurchschauter Natur zu tun. Blutige Opferrituale, die die in Katastrophen unberechenbar hineinbrechende Umwelt beschwichtigen sollten, Sippen- und Stammeskämpfe, Weiße gegen Weiße, Schwarze gegen Schwarze: *das* waren die Urmanifestationen von Fremdenfeindlichkeit. Bis man dahin kam, nicht nur im eigenen Clan das Verwandte wahrzunehmen, sondern in einem ganzen Volk, d.h. in einer Zusammenfassung von x Sippen und Stämmen, deren Angehörige man bei weitem nicht alle persönlich kannte, dazu mußte schon eine große Verallgemeinerungsleistung erbracht werden, und Rasse wiederum ist etwas viel allgemeineres als Volk; es gibt ja nur drei oder vier von ihnen, je nachdem, ob man die rothäutige neben der gelben, schwarzen, weißen als eine eigene erachtet oder selbst schon als Mischung. Verwandtschaftliche Gefühle für die eigene Rasse sind fast so abstrakt wie Gefühle für die Menschheit als ganze und daher das vorletzte, was Rassisten praktisch interessiert – ebensowenig wie die korrekte Bestimmung der Rasse ihrer Opfer. Deren spezifisches Fremdsein ist es, was sie provoziert.

Rassismus ist eine Erscheinungsform von Fremdenhaß – nicht umgekehrt. Diese Form läßt sich erklären, taugt aber selbst schlecht zum Erklärungsschlüssel. Genau als solcher jedoch wird sie zunehmend gehandhabt. Weil fast jedem heutzutage etwas zu Rassismus einfällt, zumindest die Judenvernichtung der Deutschen, ist dem Begriff fast der Nimbus zugewachsen, als erschließe sich von ihm aus die Misere der Gegenwart, und so schießen, wie an einen Kristall, die verschiedensten Assoziationen an ihn an. Bei Marginalisierung von Volksgruppen spricht man von strukturellem Rassismus, bei Unterdrückung von Frauen durch Männer von sexuellem Rassismus, der Antijudaismus in der christlichen Theologie firmiert als kulturalistischer Rassismus, der Wille einer Volksgruppe, sich mit andern nicht zu vermischen, als differentieller Rassismus, und neuerdings glaubt man, einen Rassismus ohne Rassen zu entdecken oder einen Postrassismus sich abzeichnen zu sehen. In all diesen Fällen ist das Wort »rassistisch« ebenso erklärungskräftig wie für eine Gesellschaft, in der mehr Menschen im Dienstleistungs- als im Produktionssektor beschäftigt sind, das Wort »postindustriell«: überhaupt nicht.

Die Scheinplausibilität, die der Rassebegriff einst für die Rassisten hatte, hat heute der Rassismusbegriff für seine Kritiker.3 Jeder von ihnen gibt zu, daß in den meisten Fällen,wo dieser Begriff fällt, die Rasse gar nicht das Problem ist. Aber gerade daraus wird die Pointe gewonnen: Rassismus ist, wenn es um Rasse eigentlich nicht geht. Das sei ja gerade das Schlimme – und daher das Gute der Definition. Rassismus ist ein Pseudonym, mit dem umgegangen wird, als sei es der richtige Name. Und auf der Basis dieses Konsenses wuchern derzeit kühne Folgerungen. Einige machen den Rassismus, weil er die von ihm stigmatisierten Gruppen mit Rassen verwechselt, zum Erfinder der Rassen. Andere erklären den Kapitalismus, weil in seiner Ära die übelsten Angriffe von Weißen auf Schwarze und Indianer stattfanden und stattfinden, für ein genuin rassistisches System, als gehe es ihm eher um die Etablierung einer Herrenrasse als um die Gleichschaltung aller Menschen und Dinge als Waren zum Zwecke ihrer maximalen Ausbeutung und Vernutzung. Und wo zwischen Rassismus und Fremdenhaß gar nicht erst unterschieden wird, liest sich das so, als ob erst mit dem kolonialistischen Eroberungszug der Weißen über den Globus ein nennenswerter Fremdenhaß in die Welt getreten sei.

Demgegenüber ist darauf zu bestehen, daß Fremdenhaß zu den ältesten und finstersten Regungen der Menschheit gehört. Das Fremde als solches ist schrecklich oder der Schrecken das Fremde – dasjenige, was sich nicht assimilieren, verarbeiten, verdauen läßt – weder körperlich, seelisch noch geistig. Erkenntnis, sagt Nietzsche, ist »nichts weiter als dies: etwas Fremdes soll auf etwas *Bekanntes* zurückgeführt werden«. »Das Bekannte, das heißt: das, woran wir gewöhnt sind, so daß wir uns nicht mehr darüber wundern, unser Alltag, irgendeine Regel, in der wir stecken, alles und jedes, in dem wir uns zu Hause wissen – wie? ist unser Bedürfnis nach Bekanntem nicht der Wille, unter allem Fremden, Ungewöhnlichen, Fragwürdigen etwas aufzudecken, das uns nicht mehr beunruhigt? Sollte es nicht der *Instinkt der Furcht* sein, der uns erkennen heißt? Sollte das Frohlocken des Erkennenden nicht das Frohlocken des wiedererlangten Sicherheitsgefühls sein?« Menschlicher Geist ist das Nicht-Ertragen des Fremden, sein Tun daher, das Fremde ins Vertraute zu ziehen, also das zu veranstalten, was Nietzsche die »Metamorphose der Welt in den Menschen« nennt, und die geht zunächst über Stock und Stein darauf aus, »das Neue dem Alten anzuähnlichen, das Mannigfaltige zu vereinfachen, das gänzlich Widersprechende zu übersehen oder wegzustoßen«, je nach dem Grad geistiger »Verdauungskraft« – »und wirklich gleicht ›der Geist‹ am meisten noch einem Magen«. Assimilation, Gleichmachen des Nichtgleichen, Passendmachen des Unpassenden: das ist ursprünglich die »Vermenschlichung« der Welt – ein Gewaltakt also, aber einer aus Notwehr. Entweder jenen nicht sehr wehrfähig durch die Wildnis irrenden Horden, die sich später Menschen nennen sollten, gelang es, sich ihr*er* Umwelt und sich ihr*e* Umwelt zu assimilieren, oder sie gingen unter. In dem Maße, wie sie sich behaupteten, wie ihre artspezifischen Assimilationskräfte sich zu gesellschaftlichen Systemen stabilisierten und sich schließlich die Mittel zur Unterwerfung des gesamten Erdballs schufen, zeigte sich erst ihr ganzes Gewaltpotential, aber auch die darin versteckte humane Möglichkeit. Das Nicht-Ertragen des Fremden kann in seiner rücksichtslosen Angleichung bestehen, aber auch darin, ihm den Schrecken des Fremden zu nehmen. Sein Symbol kann Feuer und Schwert sein, aber auch jene Art von Garten, als den nicht von ungefähr die Bibel das Paradies vorstellt: eine vom Menschen über ihren Rohzustand

hinausgehobene und damit überhaupt erst zu sich selbst gekommene, nicht mehr feindselige Natur. Im Andern etwas von sich selbst zu entdecken und entfesseln, ist auch die Chance, auf es als ein Fremdes, Schreckendes nicht mehr einschlagen zu müssen, was um so eher gelingt, je sicherer die Vertrautheit und Assimilationskraft der eigenen Umgebung gefühlt wird.

Der sogenannte Reiz des Fremden stellt sich erst ein, wo es nicht mehr die Haare sträubt oder erstarren macht, wo es also gar nicht mehr das absolut Fremde ist, sondern selbst schon von Vertrautheit angehaucht. Die wissenschaftliche Neugier, die Abenteuerlust, die Sehnsucht nach fremden Ländern, das Entbrennen für die schöne Fremde sind Empfindungen, in denen das Ungenügen, die Beschränktheit, die Fessel des bestehenden Zustands verspürt wird, aber sie zehren gleichwohl von all der in diesen Zustand schon eingegangenen Naturbeherrschung und Aufklärung: von der Gewißheit, daß das eigene Ich durch ihn gefestigt genug ist, um sich im Fremden nicht zu verlieren, sondern zu gewinnen. Wo die Emotionen so umspringen, daß das Altbekannte auf einmal fremd anmutet und das Unbekannte wie ein vermißtes Zu-Hause, da wird eine Erfahrung gemacht, die sich der Alternative, das Fremde entweder gleichzumachen oder wegzustoßen, nicht fügt. Das Vertrackte ist nur, daß die moderne Gesellschaft, die diese Erfahrung wie keine zuvor stimuliert, auch wie keine zuvor verhindert, daß sie zum Zuge kommt. Ihr Kunstgriff ist, die beiden Seiten dieser Alternative, das gleichgemachte und das weggestoßene Fremde, so ineinanderzuarbeiten, daß das Gleichgemachte schließlich selbst das Fremde und das Fremde das Gleichgemachte ist.

Nichts hat in gleichem Maße die Fremdheit unter den Menschen beseitigt wie der Weltmarkt. Von Alaska bis Australien weiß man, daß Wohl und Wehe der Existenz in erster Linie davon abhängen, was man zu Markte zu tragen hat – und kann sich, wo man auch hinkommt, als Tourist, Geschäftsmann, Arbeits- oder Asylsuchender im Handumdrehen über das, worauf es ankommt, verständigen. Der Markt ist ein exzellenter Kommunikator. Gleichwohl macht er wie kaum etwas die Menschen einander fremd. Dasjenige, worüber sie im Nu kommunizieren können, ist auch etwas, was sie alle gegeneinander ausspielt. Die Konkurrenz ist sein Elixier, und die richtet nicht nur Volksgruppen, Klassen, Schichten gegeneinander, sondern geht quer durch jede von ihnen hindurch bis in die Privatsphäre und kann noch das Verhältnis zum nächsten Angehörigen mit Fremdheit durchtreiben. Kaum etwas ist vertrauter als die Situation des Konkurrenten, denn es ist die eigene, und kaum etwas ist bedrohlicher. In ihr fallen Vertrautheit und Fremdheit bis zur Indifferenz ineinander. Im altsteinzeitlichen Urwald lauerte die Fremdheit überall, und die »Metamorphose der Welt in den Menschen« bestand darin, das Fremde zu bannen – durch seine Identifizierung, Austreibung, Marginalisierung. Heilige Bezirke waren Gettos des Fremden. Und ausgerechnet diese Metamorphose hat schließlich einen hochartifiziellen gesellschaftlichen Urwald hergestellt, wo von neuem die Fremdheit überall lauert und vereinzelte, auf sich gestellte Individuen dazu antreibt, das diffuse Fremde irgendwie dingfest zu machen, um es zu bannen. Dingfest wird es freilich nicht in seiner reinen Gestalt als Marktmechanismus, sondern in jenen überkommenen Gestalten des Fremden, die der Weltmarkt gleichsam im Triumphzug mit sich schleppt und in Eigenregie ständig neu inszeniert: als fremde Hautfarbe, Sprache, Umgangsform, Religion. Sie hängen an den Marktgesetzen wie die Ornamente und Schnörkel an der postmodernen Architektur, reimen sich oder fressen sich, je nach Lage und Konjunktur. Hier heißt es tatsächlich: anything goes.

Jede Hautfarbe, Sprache, Kultur ist genehm, solange sie mit Wachstum und Wohlfahrt assoziiert ist, und jede ist gefährlich und gefährdet, sobald sie für Krise, Stockung, Zusammenbruch steht. Zwar ist es nach wie vor so, daß das materielle und geistige Erbe, der gemeinsame Erfahrungs- und Sprachschatz den Zusammenhalt jener naturwüchsigen Kollektive, die sich Volk und Nation nennen, ausmacht. Zugleich aber ist diese Art von Zusammenhalt längst durch die Zentrifugalkraft der internationalen Konkurrenz und Verkabelung untergraben, und wo die sich genügend ins Seelenleben eingefressen und die Vereinzelung und Vereinsamung, die Marginalisierung, die Zersplitterung in zig Subkulturen entsprechend vorangetrieben haben, da sind gar nicht mehr genug Emotionen da, die man zum großen Erlebnis des eigenen Volkskörpers aufheizen könnte wie damals, als der Ruf »Deutschland erwache« erschallte. Heute will man für die Sanierung des Ostteils der Nation nicht einmal mehr Steuern zahlen, streitet sich kleinlich um einen Solidarpakt, hat nicht die geringste Lust, die Wolgadeutschen ans große Herz der Nation zu drücken und muß mit humanitären Engelszungen reden, um der Bevölkerung einen Einsatz der eigenen Streitmacht außer Landes schmackhaft zu machen. Das ist nicht nur der Unterschied zwischen dem Deutschland der 30er und dem der 90er Jahre; es bezeichnet zugleich die Differenz zwischen neuerer und älterer Fremdenfeindlichkeit. In Bosnien, Serbien oder im Iran, wo der Weltmarkt noch nicht in gleicher Weise sein Zersetzungswerk getrieben hat wie in Mitteleuropa und statt dessen um so mehr den Schrecken verbreitet, man könne den Anschluß an ihn verpassen, liegengelassen werden wie ein faules Stück Obst, dort wallt durchaus noch die große Emotion fürs eigene Kollektiv, deren zuverlässigster Gradmesser nach wie vor die Bereitschaft ist, sein Leben aufzuopfern.

In Deutschland ist die Fremdenfeindlichkeit kalt geworden – nicht mehr verbunden mit massenhaftem Begeisterungstaumel und Liebeserklärungen für die eigene Nation, sondern gegen alle gerichtet, die bedrohen könnten, was Deutschland international so attraktiv macht: sein soziales Netz. Die gesellschaftliche Produktion ist längst internationalisiert, der Nationalstaat gleichwohl die traditionelle Versorgungsanstalt, die die Steuern der lohnarbeitenden und besitzenden Bevölkerung in ein Verkehrs-, Kommunikations-, Bildungs-, Sozialhilfe- und Altersversorgungssystem umsetzt, ohne das

der Markt nicht funktioniert und ohne das es gegen die von ihm produzierten Krisen und Katastrophen keinen Schutz gibt. Die Nation interessiert in dem Maße, wie sie diese Versorgung leistet und ihre Angehörigen dafür entschädigt, daß sie von Geburt an keine andere Chance hatten, als auf dem Markt zu enden und ihre Existenz in den Kategorien von Kauf und Verkauf zu entwerfen. Was als das Humane, das Gemeinschaftsstiftende der Nation erfahren wird, was emotional an sie bindet, sind ihre Sozialleistungen; alles andere ist Geschwätz, mit dem man vor allem der jüngeren Generation immer weniger kommen kann. Und Tatsache ist, daß auf dies Sozialleistungssystem, das in Deutschland so üppig ist, daß auch Bundesbürger, die jahrzehntelang im Ausland ihr Glück machten, im Pensionsalter liebend gern zurückkehren, eine nie gekannte Belastungsprobe zukommt. Nicht nur in fernen Kontinenten, auch vor der eigenen Haustür brechen, nach Osten hin, reihenweise nationale Versorgungsanstalten zusammen, und jeder dieser Zusammenbrüche verstärkt den Druck auf die, die noch funktionieren, setzt mittellose Menschenmassen frei, die es verzweifelt dorthin drängt, wo es noch Versorgung gibt – und immer schlechtere Versorgung, je mehr Menschen dorthin drängen.

In einem Strategiepapier deutscher Generäle, das laut Spiegel das derzeit gültige »Programm für die künftige Sicherheits- und Verteidigungspolitik« darstellt, ist »von der innerstaatlichen Dimension sozialer, ethnischer, religiöser und ökonomischer Krisen« »bis hin zur globalen Dimension des Wohlstands und Entwicklungsgefälles« der Bundeswehr ein reiches Betätigungsfeld eröffnet worden und unter den Gefährdungen, gegen die sie besonders nötig sein könnte, der »Einwanderungsdruck verelendeter Massen« genannt. Dies Papier spricht das Geheimnis der neuen deutschen Fremdenfeindlichkeit aus. Noch die armen Schlucker, die »Deutschland gehört den Deutschen« grölen, obwohl ihnen vielleicht außer einem japanischen Fernseher und ihren in Singapur gefertigten Polyesterklamotten auf dem Leib so gut wie nichts gehört, wissen dennoch sehr genau, daß es ein verdammter Unterschied ist, ob man in Deutschland zum sozialen Abschaum gehört oder in der Dritten Welt. Sozialhilfe ist ein Privileg, dessen ganze Kostbarkeit spürt, wer es entbehrt, und dessen ganze Schäbigkeit erst, wer dafür Schlange stehen darf. Was gegen Fremde ausfällig macht, ist in erster Linie das Bedürfnis nach Besitzstandswahrung, die für jeden deutschen Beamten verbrieftes Recht ist und von denen, die sich zwischen Familie, Straße, Disco und Arbeitsmarkt umhergeschubst fühlen, als so bedroht empfunden wird, wie sie bald wirklich ist. Dem sozialen Netz steht tatsächlich eine Zerreißprobe bevor, und der neue deutsche Fremdenhaß ist die Spürnase dafür. Nicht, daß er weniger inhuman wäre als der der 30er Jahre, aber er ist weniger paranoid. Die jüdische Weltverschwörung war Hirngespinst. Der »Einwanderungsdruck verelendeter Massen« existiert wirklich. Diejenigen, die asylsuchend bis Deutschland vorgedrungen sind, sind nur die Vorhut derer, die draußen warten, und jeder, der aufgenommen wird, ermuntert hundert andere, es auch zu versuchen. Die Versorgungsanstalt Deutschland, deren hochtechnisierter Arbeitsmarkt schon fast ein Drittel der Bevölkerung nicht mehr so recht absorbieren kann, wäre selbst dann, wenn sie es ernstlich wollte, kaum mehr in der Lage, eine großzügige Asylpolitik zu treiben. Ein Sozialstaat, der sich in der Krise wirklich von den Menschenrechten leiten ließe, die er auf seine Fahnen geschrieben hat, untergrübe sich selbst. (Woran sich zeigt, wie konjunkturabhängig die Geltungskraft der Menschenrechte ist.)

»Deutschland gehört den Deutschen« ist heute keine Parole, in der sonderliche Vaterlandsliebe, Leidenschaft für deutsche Art,Kultur oder gar Rasse zum Ausdruck käme. Es ist weniger eine Parole fürs eigene Kollektiv als dagegen, daß andere ihm sein Sozialnetz gefährden. Und diejenigen, die bei der Nennung Deutschlands wirklich noch glänzende Augen bekommen, den Namen Hitlers anrufen und SS-Gepflogenheiten wie schwarze Messen zelebrieren, richten sich *gegen* das bestehende deutsche Kollektiv, dessen demokratisches Gesäusel, mit dem es etwa ein Drittel seiner Bevölkerung bei voller Gewährung aller Menschenrechte ausmanövriert, sie nicht ertragen können – und das sie aufschreien lassen wollen, um nicht ganz sang- und klanglos in ihm unterzugehen. Schon durch ihre geschorenen Schädel, ihre schwarze Kluft und schweren Stiefel geben sie zu erkennen, daß das leichtbesohlte, kommunikative, poppige Volk, das sie umgibt und dessen Idole aus dem Fernseher und von den Litfaßsäulen grinsen, nicht ihr Zuhause ist. Sie sind darin ähnlich fremd wie die Ausländer, die vorwiegend von Arbeiten leben, denen Deutsche meist die Arbeitslosigkeit vorziehen. Diesen Fremden fühlen sie sich näher, als ihnen lieb ist. Sie teilen mit ihnen das Dasein an den Rändern des Markts, das Gnadenbrot der Hochtechnologie. In den Ausländern schauen sie ihr eigenes Nicht-Dazugehören an.4 Folglich ist ihnen dieser Anblick unerträglich; sie schlagen drein und legen Feuer. Das Fremde ist ihnen auch das Vertraute, wie das Vertraute, nämlich der sie umgebende Kulturraum, auch das Fremde. Sie wollen das Kollektiv nicht, das sie umherschubst; insofern wollen sie fremd sein. Sie wollen aber nicht umhergeschubst sein; insofern ist ihnen das Fremdsein ein Greuel. Ihre Emotionen springen ebenso um wie die der Zweidrittel-Gesellschaft gegen die Arbeitslosen. Man will nicht so sein wie sie: Aus dem Rennen geworfen zu sein ist der soziale Schrecken schlechthin. Und doch will man auch so sein wie sie: frei vom alltäglichen Zwang, sich in der Mühle eines Betriebs zu verschleißen, den man ohne die täglichen Betäubungs- und Rauschmittel von der Hintergrundmusik bis zur Spritze immer weniger aushält. Man neidet den Arbeitslosen den Müßiggang, den man wie sonst kaum etwas fürchtet.

Die diffuse rechtsradikale Szene, kaum weniger am Rand der Gesellschaft als die Ausländer, ist das Ventil von Emotionen, die in den Integrierten schwelen. Deren Mehrheit mißbilligt die Roheit, mit der diese Emotionen ausbrechen, aber nicht die Emotionen selbst, denn es sind ihre eigenen. Sie verabscheut die Skinheads, aber so, wie man jemanden verabscheut, der für einen die schmutzige Arbeit macht. Die Ausländer verachtet und braucht man, weil sie die Dreckarbeit machen, ohne

die der Markt nicht funktioniert. Die Rechtsradikalen verachtet und braucht man, weil sie die Dreckarbeit machen, ohne die auf Dauer der Markt ebenfalls nicht funktionieren wird: den »Einwanderungsdruck verelendeter Massen« mindern, also auf ihre Weise das tun, was auch die Bundeswehr unter ihre vornehmsten Zukunftsaufgaben rechnet. Und es klappt ja: Die Bilder von Mölln und Solingen gehen um die Welt, Asylaspiranten werden sich die Sache noch einmal gut überlegen, selbst die Goethe-Institute verzeichnen einen rapiden Rückgang der Anmeldung zu Deutschkursen. Und sind wir darüber nur traurig?

Machen wir uns nichts vor: Jeder, der hierzulande irgend sein Auskommen hat, spürt etwas von jenem Bedürfnis nach Besitzstandswahrung, das ebenso brachial wie prophetisch in denAnschlägen auf Ausländer in den letzten Wochen und Monaten ausgebrochen ist. Keine Frage, daß man mit allen rechtlichen und pädagogischen Mitteln dagegen vorgehen muß und daß das viel zu wenig geschieht. Aber das ist nur die Oberfläche der Sache. Die jüngsten Anschläge zeigen wie Menetekel auch etwas an, woran keine rechtliche oder pädagogische Maßnahme heranreicht und wovon niemand ganz frei ist: eine Besitzstandsbunkermentalität, die die Weltwirtschaftslage in dem Maße aufzwingt, wie sie den Globus in Wüsten und Oasen des Markts aufteilt, was nicht ausschließt, daß diese Oasen selbst wie Wüsten aussehen. Oasen erhalten sich bekanntlich nur, solange sie das Vordringen der Wüste verhindern. Wenn also der »Einwanderungsdruck verelendeter Massen«, der jetzt noch Zukunftsmusik ist und von der politischen Rechten genauso mit der Parole »Wehret den Anfängen« beantwortet wird wie der Rechtsradikalismus von der Linken – wenn dieser Einwanderungsdruck einmal seine volle Stärke erreicht haben wird, werden viele, die jetzt das Menschenrecht des Asyls reklamieren, das Hemd näher fühlen als den Rock und genauso umfallen wie jetzt schon die SPD. Sie werden abends in der Stadt vielleicht lieber Türken begegnen wollen als Skins oder Punks. Aber je weniger ihnen das eigene, in Subkulturen zerfallende Kollektiv noch einen Ruhepol der Identifikation bietet und je mehr ihnen das Vertraute und Fremde um sie herum verschwimmen, um so klarer werden die einzigen Orientierungspunkte hervorstechen, die doch noch so etwas wie ein gesellschaftliches Zuhause versprechen: der Markterfolg und, als sein Gehilfe oder Ersatz, der deutsche Paß als Berechtigungsschein für gewisse Sozialleistungen.

(Die Situation ist so absurd, daß das einzig Menschenwürdige, nämlich die vorbehaltlose Öffnung der Grenzen für alle, »vermöge des Rechts des gemeinschaftlichen Besitzes der Oberfläche der Erde«, aufgrund dessen »niemand an einem Orte der Erde zu sein mehr Recht hat, als der andere«]Kant, gegenwärtig in Deutschland bürgerkriegsähnliche Zustände produzieren würde. Es ist wohlfeil, mit der Forderung nach solcher Grenzöffnung die eigene gute Gesinnung zu beweisen, solange man der Macht der Politiker sicher sein darf, die sie nicht zulassen werden. Weniger angenehm ist es, zuzugestehen, daß im Bann der bestehenden Wirtschaftsordnung, die weltweit systematisch Millionen von Flüchtlingen produziert, noch das an sich Humane und Vernünftige zum Unheil ausschlüge, würde man es hier und jetzt in die Tat umzusetzen versuchen – was nicht heißt, daß man nicht weiterhin die heuchlerische Unterscheidung zwischen politischen und Wirtschaftsflüchtlingen angreifen und das Asylverfahren auch jetzt schon weniger entwürdigend durchführen könnte.)

Es ist sehr zweifelhaft, ob die Einstellung der Skinheads, Wehrsportgruppen und Republikaner gegen Ausländer die Barrieren der Subkultur überwinden und zur allgemeinen Volkshaltung werden wird. Zu vielen dürften die Riten und Zwänge dieser Subkultur zuwider sein. Etwas anderes ist viel wahrscheinlicher: daß der heiße Haß, der jetzt gegen Ausländer aufflammt, als Vorarbeiter einer kalten Fremdenfeindlichkeit wirkt, etwa die des Bankangestellten, der bosnischen Flüchtlingen die Eröffnung eines Kontos verweigert, weil es sich »nicht rechne«, einer fortschrittlich-aufgeklärten Fremdenfeindlichkeit, die weder besondere Vorliebe für Deutsche hat noch etwas gegen Türken, Neger oder Japaner, sondern nur dagegen, daß sie das soziale Netz gefährden, zu dem sich das Vaterland ernüchtert hat – und die sich beharrlich gegen die Einsicht vermauert, daß dieselben Marktprinzipien, die die eigene nationalstaatliche Versorgungsanstalt vorerst erhalten, auch die sind, die die andern zerbrechen lassen und jenen »Einwanderungsdruck verelendeter Massen« erzeugt, der anzeigt, wie sehr der Marktsieg auf die Sieger zurückschlägt. Auch sie können ihre Versorgungsanstalten zunehmend nur noch wie Konkurrenzunternehmen organisieren. Der Nationalstaat der Ersten Welt ist gezwungen zu handeln wie ein Großkonzern, der delegieren, Arbeit auslagern, alle unrentablen Elemente abstoßen muß, um sich im Rennen zu halten. Das war schon das Motiv, als die Kolonialmächte ihre Kolonien freigaben, und ist es heute, wenn sie sich gegen Einwanderungsdruck verbarrikadieren. Was früher bloß eine dreiste Lüge war, wird immer wahrer: Sie müssen sich verteidigen. Und ihre Selbstverteidigung gegen den Marktruin, den sie überall in der Welt angerichtet haben, wird Fremdenfeindlichkeit so gewiß an sich haben wie der Markt die Konkurrenz.

An diesen Zusammenhang reicht der Begriff Rassismus nicht entfernt heran. Dessen gegenwärtige Inflation in den Medien zeigt vielmehr das massenhafte Bedürfnis, sich an einem Etikett festzuhalten, um einer unbegriffenen, beunruhigenden Sache einen Namen zu geben. Bei der Rassismusbekämpfung finden neuerdings diejenigen viel Resonanz, die besonders tief und radikal anzusetzen glauben, wenn sie für jegliche Art von Fremdenfeindlichkeit die spezifische Wahrnehmungs- und Denkweise des Abendlandes verantwortlich machen und fordern, man solle seine Einstellung zum Fremden so ändern, daß es nicht mehr schreckt. Das ist, wie wenn man einen Schmerz fordert, der nicht weh tut. Leider ist der Schrecken des Fremden objektive Realität, nicht nur Sache der Einstellung; solange es Naturgewalt, Verletzlichkeit und Tod gibt, ist er nicht ganz aus der Welt zu bringen. Aber die Menschheit hat längst genügend materielle und geistige Kräfte gesammelt, um

ihn zu minimieren, um das gesellschaftliche Zusammenleben so zu organisieren, daß es stabil genug gegen Naturkatastrophen ist, um den Reichtum so zu verteilen, daß Hunger und Krieg kein Thema mehr sind, um zu begreifen, daß andere Hautfarbe, Sprache, Kultur nur eine Nuance innnerhalb derselben Spezies ist und nicht der mindeste Grund zum Dreinschlagen. Das Absurde ist, daß die gegenwärtige Weltgesellschaft den Schrecken des Fremden ausgerechnet mit den Mitteln seiner Minimierung künstlich maximiert, daß das über den Globus gespannte Marktnetz, indem es die Welt entzaubert, den Schrecken undurchschauter Natur verfliegen läßt, noch das Bekannteste und Vertrauteste mit Fremdheit durchtreibt und die modernen Menschen in ihrer selbstgemachten Unübersichtlichkeit genauso umhertappen läßt wie einst die Wilden im Urwald.

Das Urteil, den Fremdenhassern fehle das Sensorium für Pluralität und Differenz, stimmt schwerlich. Gewöhnlich spüren sie das Differente so intensiv, daß sie es nicht ertragen. Ihre Unsensibilität ist auch Übersensibilität. Wahrnehmung des Differenten besagt noch nichts darüber, *wie* man das Differente wahrnimmt. Differenz an sich ist nicht schon das Gute – genausowenig wie Identität oder Gleichheit schon das Böse. Freilich, kein Ding ist einem andern völlig gleich – kein Blatt dem andern, kein Ei dem andern. Gleichheit an sich gibt's nur im menschlichen Intellekt, dessen begriffliche Hauptarbeit ein ständiges Gleichsetzen des Nichtgleichen ist: Alle Bäume, wie verschieden sie auch seien, subsumiert er unter den Begriff Baum, alle Häuser unter den Begriff Haus etc. Darin liegt ein Moment gewaltsamer Gleichschaltung, ohne die niemand Begriffe bilden, d.h. denken kann, ob Mann oder Frau, ob im Abendland oder sonstwo. Und dennoch ist der Gleichschaltungszwang im menschlichen Intellekt ein anderer als der des Markts, der statt der »Metamorphose der Welt in den Menschen« die Metamorphose der Welt in die Ware betreibt und Dingen und Menschen so viel Daseinsberechtigung und Sinn zubilligt, wie sie Verkäuflichkeit haben, und ihr Zirkulieren einem Reigen des Immergleichen anähnelt.

Das Paradoxe ist nun aber: Nur kraft der geistigen Fähigkeit, dem Verschiedenen ein Gleiches abzumerken, läßt sich jene gewaltsame Gleichheit, mit welcher das Wirtschaftsgesetz die qualitative Vielfalt der Kreatur schlägt, indem sie sie zu Markte ruft und in Quantitäten umrechnet, überhaupt aufs Korn nehmen. Heute mangelt es viel mehr an der Wahrnehmung dieses Gleichen als an der der Vielheit, und nur wenn beide aufeinander bezogen bleiben, arbeitet das menschliche Hirn vernünftig. Nur durch Ver-gleichung erschließt sich Verschiedenheit, leer daher der Glaube, durch Entdeckung der Differenz entfliehe man dem unseligen Gleichheitskontinuum des abendländischen Denkens. Das Lob der Differenz auf Kosten der Identität führt zu nichts – weder erkenntnistheoretisch, noch politisch. Daß die moderne Gesellschaft nicht mehr anders als multikulturell existieren könne, ist zwar wahr, aber solange der Markt die vielen Kulturen als Waren gleichsetzt, sie austauschbar macht und zum Verkaufserfolg oder zum Untergang zwingt, ist ihre Vielheit auch Schein. Multikulturalität ist unter Marktbedingungen keineswegs das freie Miteinander des Verschiedenen, als das sie gehandelt wird, sondern das Nebeneinander, Durcheinander und Gegeneinander des Konkurrierenden – und insofern mit Fremdenfeindlichkeit bestens vereinbar. Solange die Marktgesetze angesehen werden, als seien sie von Natur, behält auch die Fremdenfeindlichkeit den Charakter einer ganz natürlichen Wirkung.

Anmerkungen

1 Dieser Prozeß ist sowohl natürlich als auch gesellschaftlich; zu den alltäglichen Ärgernissen, die er uns auferlegt, gehört das Paradox ebenso offensichtlicher wie nicht-verifizierbarer Kausalzusammenhänge. Ob es das nahgelege Kraftwerk war, welches ein Kind an Leukämie erkranken ließ, wird sich im Einzelfall nie empirisch nachweisen lassen, obwohl es die Spatzen von den Dächern pfeifen, daß sich im Umkreis von Atomkraftwerken die Rate von Leukämieerkrankungen erhöht. Ob es die reichlich genossenen Gewalt-Videos waren, die Jugendliche in diesem bestimmten Fall motivierten, ihren Altersgenossen zu foltern, wer will das wissenschaftlich zweifelsfrei erhärten? Aber absurd, anzunehmen, derlei Videos erhöhten *nicht* die Gewaltbereitschaft. Ähnlich kurzsichtig die Behauptung, die Beschaffenheit der Haut habe mit dem, was physisch und psychisch in dem Körper, den sie umschließt, vor sich geht, schlechterdings nichts zu tun – nur weil man den Zusammenhang nicht isoliert nachweisen kann und er auch immer weniger ins Gewicht fällt. Wer kann denn wissen, ob seine Rolle zu Neandertalers Zeiten genauso unerheblich war wie heute?

2 Am Namen selbst liegt wenig; doch welcher wäre besser, solange die biologische Spezies oder Art Homo sapiens heißt und man verhindern will, daß eine ihrer Manifestationen unter dem Vorwand, von »anderer Art« zu sein, nicht zur Menschheit gerechnet und entsprechend behandelt wird?

3 Vgl. J. Ph. Reemtsma: Die Falle des Antirassismus, KONKRET 11/90, S. 54 ff.

4 Soziologische Untersuchungen, die vor der Überschätzung der Rolle der Skinheads bei den Ausschreitungen gegen Ausländer warnen und nachweisen, daß die Mehrheit der Tatverdächtigen »aus der Mitte der Gesellschaft« (»Frankfurter Rundschau«, 16.6.93) kommt, nicht arbeitslos ist, aus weitestgehend geordneten Familienverhältnissen (mit überdurchschnittlich viel Haus- und Wohnungseigentum im Hintergrund) stammt, nötigen zur Modifikation der Aussage über die »Ränder des Markts«: Offenbar gibt es ein Am-Rand-Sein und ein Sich-am-Rand-Fühlen, ein ökonomisches und ein psychisches »Nicht-Dazugehören«, die nicht deckungsgleich sind. Wie sie zusammenhängen, bedarf genauerer Untersuchung. Nur so viel ist klar: Subkulturen können sich nur in Abgrenzung vom sie umgebenden Kollektiv profilieren;

sie wollen *dagegen* sein, nicht ein Farbtupfer darin. Insofern kann sich das subkulturelle Gefühl, nicht dazuzugehören, durchaus bei ökonomisch Integrierten einstellen. Subkultur und ökonomischer Ausschuß sind zweierlei, aber es ist dieselbe gesellschaftliche Dynamik, die ökonomische und psychische Marginalisierung zu Variationen *eines* Themas macht. Wenn es stimmen sollte, daß die neue deutsche Welle rechtsradikaler Gewalt im wesentlichen Ausbruch einer diffusen Subkultur ist, dann würde das meine These von der Besitzstandswahrung als einer Schlüsselkategorie sowohl für die ökonomische als auch psychische Verfassung der Deutschen nur erhärten.

Konkret 08/93, S. 41

Bettina Hoeltje

»Scheißdreck«

Ich bin Bettina Hoeltje aus Hamburg. Ich wollte im wesentlichen auf das Referat von Herrn Türcke von gestern hier eingehen, weil ich denke, daß an der Reaktion des Publikumsund an den Thesen von Herrn Türcke einigermaßen symptomatisch etwas ausgesagt werden kann – ich hoffe, ich irre mich da – über diesen Kongreß. Ich versteh ehrlich gesagt nicht, was Hermann Gremliza hier am Anfang gesagt hat, daß er nicht in der Lage ist, zu diesem Referat, das ihm ja zumindest schriftlich vorliegen dürfte seit gestern, zumindest seit gestern, etwas zu sagen. Mir liegt es nicht schriftlich vor, es ist nicht zu kriegen hier bei der Kongreßleitung. Ich möchte, weil ja sicherlich einige von euch gestern bei diesem Referat nicht dabei waren, ganz kurz die wesentlichen Grundzüge seiner Argumentation darlegen.

(Zwischenrufe: »Nein! Nein!«)

Ich nutz' jetzt einfach mal hier das Mikrofon als Machtinstrument: Er fängt sein Referat damit an, daß es doch erlaubt sein müsse, Erwägungen hier einzuführen, die bislang unüblich seien innerhalb der Linken. Er erwägt, inwieweit es gerechtfertigt ist, die Hautfarbe sozusagen, also von der Hautfarbe ausgehend, von bestimmten körperlichen Eigenschaften der Menschen ausgehend auf innere Dispositionen zu schließen, auf innere Qualitäten, auf psychische Eigenschaften, die sich im Kollektiv so verfestigen, daß sie sich dann weitervererben. Er erwägt, ob es nicht gerechtfertigt ist, Rassen weiterhin über Hautfarben zu definieren. Er macht keinen Bezug – und da sind genau die Leerstellen, die meines Erachtens die Wut von gestern vollständig rechtfertigen – , er macht keinen Bezug in dieser Debatte auf die Frage der Definition von Rassen als soziales Konstrukt, was ohne Herrschaft überhaupt nicht denkbar wäre. Er macht keinen Bezug auf die Geschichte dieses Begriffes als Kampfbegriff des deutschen Faschismus, und nicht nur des deutschen Faschismus, mit mörderischen Konsequenzen, wie ihr wißt. Er macht keinen Bezug auf die Rolle der Wissenschaft in den sogenannten Rassenkunden und die Konsequenzen, die das gehabt hat, die über Leben und Tod entschieden haben. Er macht keinen Bezug darauf, daß wir, gerade wir hier, diese Begriffe überhaupt nicht diskutieren können ohne den Hintergrund des deutschen Faschismus und auch unserer Geschichte.(Beifall)

Das ist der erste Gedanke. Der zweite Gedanke, auf dem er wesentlich sein Referat aufbaut, der noch zum ersten Teil gehört – eine sehr wichtige Unterteilung seiner Strategie in erster und zweiter Teil, weil der zweite Teil dann hier viele Linke wieder versöhnt hat mit ihm – , also noch zum ersten Teil gehörig, kommt dann das anthropologische Konzept vom Menschen als im wesentlichen durch die Angst bestimmt. Er bezieht sich dann auf Nietzsche lang und breit und macht die Angst, die Urangst vor dem Fremden zu 'nem zentralen Bewegungsmoment des menschlichen Geistes und macht diese Angst auch zum Organisator von menschlichen Kollektiven.

So, das war der erste Teil dieses Referats. Dann kommt der zweite, dann kommt 'ne umfassende Kapitalismuskritik, 'ne Kritik an der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, 'ne Kritik an brutaler Gleichmacherei – da stimmen wir ja alle zu – der Menschen durch das Kapitalverhältnis, Kritik an der warenförmigen Beziehung zwischen den Menschen, an Zerstörung von menschlichen Beziehungen durch kapitalistische Konkurrenz. Er macht sogar eine Kritik dann an der Verelendung der Dritten Welt durch den Kapitalismus. Als nächster Punkt wird dann das Bild bemüht des Einwanderungsdrucks und uns deutlich vor Augen geführt, daß unser Sozialsystem ja diesen Einwanderungsdruck – was ja richtig ist – nicht aushalten wird, daß dieser Sozialstaat sich selbst untergraben wird, wenn er die Menschenrechte zur Maxime seines Handelns machen wird. Er benutzt solche Formulierungen wie »Einer wird reingelassen« – einer dieser Leute, die da einwanderungsdruckmäßig vor der Grenze stehen – »und hundert werden folgen«. Formulierungen, die, denke ich, zunächst mal realistisch die ökonomische Lage beschreiben, den Widerspruch nämlich zwischen reicher, industrialisierter Nation und Dritter Welt. Hier aber, in diesem Rahmen, im Rahmen sozusagen der deutschen Grenzen und deren Logik hat Herr Türcke natürlich recht mit dieser Argumentation und haben alle die recht, die mit dem vollen Boot argumentieren, und letztliche Konsequenz dieser Position ist natürlich die Abschottung. Wenn man dann allerdings fragt, was denn seine konkrete Position zur Asylpolitik, zur herrschenden Asylpolitik ist, sagt er zwei Dinge: Er sagt zuerst, er sei nicht für Abschottung, und dann sagt er als nächstes, er habe doch gesagt, die SPD sei umgefallen. Das ist der Gipfel seiner Kritik an der herrschenden Asylpolitik. Eine solche Kritik aber ist für mich nicht eine grundsätzliche Kritik an der hier herrschenden völkischen Abschottungspolitik, sondern letztlich 'ne Legitimierung. Denn wofür steht denn die SPD, wo ist sie denn umgefallen? Also das als Kritik macht meines Erachtens im umgekehrten Sinne deutlich, wofür auch Herr Türcke steht, nämlich für das, was bis zu dem Zeitpunkt des Umfallens der SPD offizielle Politik war. Okay.

Das Schlimme allerdings an diesem Vortrag ist, denke ich, noch was anderes, das ist meines Erachtens die Reaktion hier im Publikum, und ich habe das Gefühl, daß gestern Herr Türcke letztlich die Mehrheit der hier im Saal Versammelten zumindestens auf seiner Seite hatte. Am Anfang gab's Protest, und dann wurde mucksmäuschenstill bis zum Schluß zugehört, und er hatte dicken Beifall. Das Schlimme ist, hier kann jemand reden – und zwar mit der Mehrheit, die zuhört –

, der mit rassistischen Kategorien arbeitet, weil er dieses verknüpft mit einer antikapitalistischen Terminologie. Hier kann jemand reden und ein reaktionäres Menschenbild entwickeln, das aus der Giftküche von Ideologen und Humanwissenschaftlern rechter Couleur kommt – da sind absolute Berührungspunkte zu den rechten Ideologen – , weil er eine antikapitalistische Argumentation führt. Obwohl doch bekannt ist, daß gerade antikapitalistische Momente und Argumentationsweisen durchaus bruchloser Bestandteil auch von faschistischer Agitation und Propaganda sein können.

(Beifall)

Das Schlimme ist weiter, viertens, daß von der Mehrheit des Saales es zu einer Frage der Toleranz gemacht wird, ob man sich einen solchen Scheißdreck anhören will.

(Beifall, Buhrufe)

Das Schlimme ist weiter, daß auch hier vom Podium, aber auch aus dem Saal heraus, sich das anzuhören damit begründet wird, diese Überlegungen seien durchdacht, intelligent und faszinierend. Das ist wörtlich gefallen gestern. Und als letztes möchte ich all die, die jetzt hier sauer sind, daß ich diese Dinge thematisiere, folgendes mal einfach fragen: Ich weiß nicht, ob ihr mitgekriegt habt, daß das letzte Bild, mit dem Herr Türcke uns hier gestern in den Abend geschickt hat, folgendes war: Er hat hier in seinem letzten Beitrag gesagt: Liebe Leute, erinnert euch, wie war denn das 1492, als Kolumbus in Lateinamerika gelandet ist und die Ureinwohner Kolumbus und seine Mannschaft begrüßt haben wie Götter. Und er hat weiter gesagt: Diese Ureinwohner haben keine Angst gehabt. Und sie haben es bitter gebüßt. Ich hab den ganzen Abend gestern nicht verstanden, was dieses Bild eigentlich besagt. Ich hab darüber nachgedacht und irgendwie ist es mir heute morgen wie Schuppen von den Augen gefallen, also vielleicht könnt ihr mal darüber nachdenken. Meines Erachtens wird hier der Urinstinkt, die Urangst vor dem Fremden zu einem Schutzmechanismus zelebriert, der dort nicht funktioniert hat, mit bösen Konsequenzen, wie wir wissen, und wir sind ja alle auf der Seite derjenigen, die sagen, die hätten die damals da abmurksen müssen, den Kolumbus und seine Mannschaft. Das heißt also, die Urangst wird zum Schutzmechanismus – was ist das aber für ein Bild für die heutige Situation? Ich möchte euch mal mit dieser Frage wirklich alleine lassen.

(Beifall, Buhrufe)

Konkret 08/93, S. 41

Ingrid Strobl

»Das ist Eugenik«

Also, ich will nur kurz auf das eingehen, was der Hermann gesagt hat, und zwar in einem Punkt. Es geht nicht, Hermann, und es ist zu einfach, jetzt in einen Topf zu werfen die Kritik, die sicher manchmal sehr menschenverachtend und auch manchmal einfach dumm war, an Leuten, ich sag jetzt mal, aus dem Osten, die hier tatsächlich passiert ist – die hab ich schon vor zwei Jahren auf einem Kongreß, den der Karlo Roth und seine Leute veranstaltet haben, erlebt – , die ist tatsächlich teilweise grausam und von einer nicht verdienten Arroganz, da bin ich mit dir völlig d'accord. Aber die Kritik an dieser Kritik kannst du jetzt und kann niemand jetzt gleichstellen mit der Kritik an diesem Herrn Türcke. Herr Türcke, das ist was anderes. Damit würdest du nämlich auch Leute aus der PDS mit Herrn Türcke gleichsetzen, ohne daß du das vermutlich willst. Herr Türcke ist jemand – ich hab ihn vorher auch nicht gekannt, ich hab offenbar auch seine Beiträge in KONKRET nicht gelesen, weil ich halt auch die KONKRET selektiv lese – Herr Türcke hat gesprochen, und zwar nicht als Zitat von Darré oder von Himmler, sondern Herr Türcke hat seine eigenen Worte und das, was er wirklich meint, benutzt, er hat gesprochen von Zuchtwahl, von Rassenmischung, davon, daß die Weltwirtschaftsordnung, indem sie expandiert, die Rassenmischung fördert, er hat gesprochen von naturgegebenen Unterschieden, und zwar davon, daß die Natur ihre Huld nicht gleichmäßig auf die Rassen verteilt hat, und daß es daher natürliche Unterschiede gibt im Temperament. Er spricht von einer biologischen Gegebenheit der Körperkonstitution, diese Körperkonstitution wiederum bestimmt die Seelenbeschaffenheit des Menschen, diese wiederum bestimmt die menschliche Geschichte, und darüber wird wiederum der menschliche – ich weiß nicht, hat er's Hirn oder Geist genannt, ist ja auch scheißegal – bestimmt. Das ist Biologismus, das ist Eugenik, das ist Rassismus, das ist Antisemitismus, das ist Sexismus.

(Beifall)

Herr Türcke spricht weiter – was er schreibt, werd ich hoffentlich bald nachlesen, ich denke, er hat ja auch Bücher veröffentlicht – , Herr Türcke sagt weiter – ich hab's jetzt leider nicht mehr wörtlich im Kopf, aber inhaltlich stimmt's garantiert – , der vornehme Rassismus oder die vornehme Kritik an der Rassenmischung, irgendsowas, des Herrn Gobineau und so weiter wäre dann irgendwann pervertiert zum NS-Rassen-Irgendwas. Das ist ein Vorläufer...

(Zwischenruf: »... mal nachlesen! ... Das stimmt doch nicht!«)

Das ist so gesagt worden, es tut mir leid, ich habe Ohren – , das ist ein Vorläufer des sogenannten wissenschaftlichen Antisemitismus.

(Zwischenruf)

Ja, dann raus hier, aber dalli, oder ich geh.

(Zwischenruf: »Mach das!«)

Ich geh auch gleich, keine Sorge, ich geh auch gleich, und ich will am Ende hier keinen Applaus, ich will ihn zumindest nicht von denen, die gestern hier sitzen geblieben sind und sich Wörter wie »Zuchtwahl«, »Rassenmischung« etc. angehört haben.

(Beifall)

Und noch eines zu KONKRET, ich finde...

(Zwischenruf: »Man wird doch noch Worte sagen können!«)

Man darf sie nur nicht meinen!

(Zwischenrufe)

Ich will nur noch einen Satz zu KONKRET sagen: Ich finde es trotz allem immer noch wichtig, daß es dieses Blatt gibt, weil es eines der wenigen ist, und vor allem, fürchte ich,fast das einzige, ich hab jetzt den Überblick so nicht, das sich in diesem Land weiterhin konsequent gegen Nationalismus, speziell deutschen Nationalismus, gegen Antisemitismus, leider nicht so oft und nicht so präzise gegen Rassismus, ganz selten nur gegen Sexismus, aber immerhin, gegen sehr wichtige Punkte, gegen sehr wichtige Politiken wendet. Es ist leider eines der wenigen Foren, in denen man so was noch schreiben und veröffentlichen kann, von daher ist es wichtig. Aber KONKRET bricht sich das Kreuz, wenn es einem Herrn Türcke ein Forum bietet.

(Beifall)

Konkret 08/93, S. 42

Hermann L. Gremliza

Nachschlag

Anmerkungen zu Christoph Türckes Vortrag »Die Inflation des Rassismus« und den Folgen

Lassen wir aus dem Spiel, was ein für allemal aus dem Spiel zu lassen jener Abend im Curiohaus zu Hamburg empfohlen hat: die Geschwisterschaft der ganzheitlichen Selbstver-wirklicher, deren Abneigung gegenüber allem, was Kritik und Theorie heißt, bei der Begegnung mit kritischer Theorie zu Haß gerinnt; die, angetan mit allen Accessoires des Alternativspießers, Adorno den Mund mit seinem Spitzendeckchen stopfen wollen; deren Wortführer, und der Redner hatte noch nicht den ersten Absatz seines Referats zu Ende gebracht, von der Empore moralisches Erbeben markierten, während die Gefolgschaft im Foyer voreilige Siegesrufe erbrach: »Gleich haben wirs geschafft! Wir sprengen das Forum!«

Es bleiben Proteste, die zählen, obwohl nachträgliche Lektüre ergibt, daß der Referent nicht gesagt hat, was die Protestierenden von ihm gehört zu haben und also zu zitieren glauben. Türcke hat nicht behauptet, »die biologische Gegebenheit der Körperkonstitution bestimmt die Seelenbeschaffenheit, diese wiederum bestimmt die menschliche Geschichte« (Strobl), und er hat nicht »erwogen«, »von der Hautfarbe ausgehend... auf innere Disposition zu schließen« (Hoeltje), sondern nur so etwas in der Art, wobei die Differenz zwischen dem Text und den »Zitaten« auf die zwischen einem Gedanken und einem Gerede herauskommt.

Der Rassismus, sollte Türcke sagen, als die Zwischenrufer längst Ruhe gegeben hatten, sei ebenso wahnhaft wie instinktsicher. So wahnhaft der Tumult, den die Frankfurter Theoriefeinde veranstaltet haben, so instinktsicher der Ausbruch Ingrid Strobls, die dem sprachlichen Tenor des Auftakts die Ankündigung jenes Schlußakkords abgehört haben muß, auf dem der Redner erst Wochen später in seiner »Vorbemerkung« enden würde.

Begonnen hat Christoph Türcke mit der Behauptung, es gebe zwischen Bewohnern unterschiedlicher Erdregionen Unterschiede, die nicht auf die Hautfarbe und andere unübersehbare körperliche Merkmale beschränkt blieben. Eine Behauptung so wahr wie banal, und doch sie schon schwer erträglich einem politischen Milieu, das das Differente nur dann ertragen und vor Verfolgung schützen zu können glaubt, wenn es daraus zuvor ein Gleiches gemacht hat – wie Weizsäcker, der die türkischen Opfer zu fleißigen, sparsamen, Steuern und Sozialabgaben zahlenden Ehrendeutschen schlagen muß, um ihnen vielleicht eine Schonung zu erwerben, die ihnen als bloße Menschen, einfach so, nicht gewährt würde, sondern äußerstenfalls, und davon lebt nun der linke Ausländerkitsch des Ali Wallraff und der Bauchtanzreferenten, als armen aber über die Maßen guten bzw. moralisch oder kulturell oder kulinarisch besonders wertvollen. Wie die Arbeit, die deutsche Töchter und Söhne sich gemacht haben, einen Juden nicht einen Juden zu nennen sondern irgendetwas den Landsleuten »Gleicheres« (»Bürger israelischer Herkunft«, »mosaischen Glaubens« etc.), der Versuch war, die Wiederholung der Vätertaten durch Arisierung der Opfer zu bannen.

Der gutgemeinte Versuch aber knüpft die Humanität an Bedingungen: Menschenrechte sind zu achten, weil der Andere ein Gleicher ist. Was, wenn sich herausstellt, daß der Andere anders nicht nur ist, sondern auch sein und bleiben will? Wenn er nicht gleich fleißig, ehrlich, freundlich, bigott, gut und wohlriechend ist? Und unbelehrbar dazu? Wer den Beweis physischer, psychischer und geistiger Gleichheit braucht, um den Anspruch auf soziale, rechtliche und politische Gleichheit zu behaupten, setzt bei tatsächlich erwiesener oder erfolgreich propagierter Ungleichheit auch soziale, rechtliche und politische Ungleichheit: Unterdrückung, Verfolgung ungewollt ins Recht. Dem Rollstuhlfahrer die Differenz absprechen heißt, ihn ideell zu erheben und die Abflachung der Gehsteigkanten zu sparen. Der zweite Aggregatzustand der Sentimentalität ist Brutalität.

Wer die Differenz einer Bevölkerungsgruppe nach physischen, psychischen, geistigen, sozialen oder gar religiösen Merkmalen behauptet, zieht das Urteil »Rassist« auf sich. Der deutsche Rassismus war die brutale Ideologie der Väter, der »Rassismus« ist die sentimentale Ideologie der Söhne, die dem lernscheuesten Betroffenheitsdeppen die Konflikte und Kriege in aller Welt mit einem Wort »erklärt« und zugleich günstige Gelegenheit zur Gutmachung der eigenen Nation durch Miesmachung der anderen bietet: Ist Rassismus überall, sind Amerikaner, Engländer, Franzosen, Serben, Juden als Rassisten überführt, wird die deutsche Rassenverfolgung zu einem Fall unter anderen.

Rassistisch ist, was wir nicht mögen. Beispielsweise Türckes Text. Der aber ist nicht rassistisch, sondern zu größten Teilen richtig und bloß in einem, dem entscheidenden Punkt falsch, in einem Punkt, der im Text, obwohl er ihn kommandiert, gar nicht vorkommt, sondern erst in der nachgeschickten Vorbemerkung: Viele meinten, schreibt Türcke da, man könne seit der Vernichtung von sechs Millionen Juden als »minderwertiger Rasse« in Deutschland »von Rasse schlechterdings nicht mehr sprechen«. Und er fragt: »Wieso nur dort?«, in Deutschland nämlich, wenn doch »US-Amerikaner in der ›Socialist Review‹ das Verhältnis von Schwarzen und Weißen unter dem Titel ›race relations‹ thematisieren, dürfen die das dann, weil die USA kein Auschwitz hatten, sondern nur Martin Luther King?«

Er fragt das ernsthaft und beantwortet damit alle anderen Fragen: Warum er so tief in ein »kompromittiertes« Vokabular gegriffen, warum er von der »Huld der Natur« gesprochen hat undvon »Zuchtwahl«, warum er in einer Gesellschaft, die einer ihrer Innenminister vor »Durchrassung« bewahren will, partout übers »Durchmischen« von Rassen reden muß. Er hat das nicht getan, weil er, wie ihm zugerufen wurde, Rassist wäre, sondern weil er als radikaler Kritiker des Kapitalismus dem Objekt seiner Kritik, dem Imperialismus, dem Weltmarkt, alles aufhalsen will und schließlich auch das, was das Volk Nietzsches an den Juden verbrochen hat. Sind Auschwitz und der Mord an Martin Luther King zu Ereignissen gleicher Qualität erklärt, läßt sich in Deutschland über Rassen reden wie in den USA, kann Rassenkunde den Rassismus ablösen. Türcke, der ausgezogen war, die Inflation des Schimpfworts zu kritisieren, läßt den Rassismus als »Erscheinungsform von Fremdenhaß« in diesem verschwinden.

»Die Furcht vor dem Fremden und der Haß darauf« – das sind »die Sorgen und Ängste der Bürger, die ernstgenommen werden müssen«. Wenn Rassismus eigentlich Fremdenhaß ist und Fremdenhaß eigentlich Angst, ist der Täter das Opfer. Es gibt viel theoriefeindliches Gerede zum Thema Rassismus, es gibt aber auch eine theorietrunkene Erklärerei, die alles entschuldigt. Das muß dann so enden: »Die diffuse rechtsradikale Szene, kaum weniger am Rand der Gesellschaft als die Ausländer...«

In zwei von drei Fällen geht der Vorwurf des Rassismus daneben. Oft handelt es sich um kruden Fremdenhaß, um religiöse Idiotie, um nationalen Wahn. Worum aber handelt es sich, wenn ein Drittel der Deutschen den Demoskopen erzählt, die Juden seien an ihrem Unglück selber schuld? Wenn ein Herausgeber der »Frankfurter Allgemeinen« die Serben ein uneuropäisches Volk nennt? Wenn ein Algerier auf einer Hamburger Polizeiwache immerfort »Bimbo« genannt wird? »Jede Hautfarbe, Sprache, Kultur ist genehm, solange sie mit Wachstum und Wohlfahrt assoziiert ist«, meint Türcke. Das ist sein Fehler.

Konkret 08/93, S. 44

Michael Scharang

Zünftige Scheiße

Das Unheil, das die Kulturindustrie bei der Kommerzialisierung der Volksmusik anrichtet, erweist sich als Segen. – Beitrag zu einer Podiumsdiskussion über Volksmusik im Herbst 1992 in Salzburg. Überarbeitet im Mai 1993 in New York

Meine Damen und Herren!

Die einzige Ansicht von Belang, die ich zu dieser Angelegenheit habe und die öffentlich zu äußern mir am Herzen liegt, erschöpft sich in der Einsicht, daß es noch Schlimmeres gibt als die kommerzialisierte Volksmusik: die echte.

Dennoch steht sie hoch im Kurs, und das mit einigem Recht, schließlich ist sie die älteste Schicht jenes riesigen Gebirges aus musikalisch taubem Gestein, welches von der Unterhaltungsmusik aufgetürmt wird. Obenauf glitzert ein Gipfelkreuz, gefertigt aus jener öden Sorte ernster Musik, die glaubhaft zum Ausdruck bringt, eine innige Verbindung zur Volks- und Unterhaltungsmusik zu pflegen. Das Gebirge als Ganzes heißt Das Immergleiche; gewaltig lastet es auf der Welt der Musik, so daß diese kaum mehr wahrgenommen werden kann.

Das Geheimnis des Immergleichen ist, seit Jahrhunderten, seit das tonale System sich eingebürgert hat, musikalisch ein und dasselbe, nein, nicht bloß zu wiederholen, sondern zu variieren. Obwohl der Vorrat an Melodien, Harmonien und Rhythmen karg ist, wird üppige Musik versprochen, so daß, weil das Versprechen nicht gehalten werden kann, man es anderntags erneut zu hören bekommt. Volksmusik und mit ihr die gesamte Unterhaltungsmusik sind das musikalische Versprechen, das nicht nur nicht gehalten wird; das auch nicht gehalten werden kann. Diese Musik ist Lüge, aber auch Täuschung.

Unermüdlich variiert von einer Branche, in der gewiß mehr Menschen tätig sind als in der Auto-, Rüstungs- und Computerindustrie zusammen, quillt das Immergleiche an Musik als täglich frisch gemixter Sound in unersättliche Ohren, mit denen das Publikum wackelt, wenn es heute als neu empfinden darf, was es gestern schon gehört hat, und die es aufmerksam spitzt, wenn es am gesicherten Alten sein Verständnis fürs propagierte Neue schult. Nicht von ungefähr ist Musik das nächstliegende Vergnügen, die meistversprechende Entspannung, der bestklingende Trost: Mit dem Schicksal, gesellschaftlich auf der Stelle zu treten, versöhnt die Menschen eine Unterhaltungsmusik, die schon so lange nicht von der Stelle kommt, daß nicht von der Stelle zu kommen zum einzigen Inhalt dieser Musik geworden ist.

Was dem Umstürzler, der nichts umstürzt, die alten Kampflieder, ist dem Yuppie, der sein Ich nicht findet, die musikalische Sinnsuche; was dem Autonomen die strikte und dem Outcast die dröhnende Form des Viervierteltaktes, ist dem Manager und dem Akademiker der Wechsel zwischen Vier- und Dreivierteltakt, womöglich in jenem Freejazz, der so frei ist, das Unfreieste inder Musik, die Improvisation, zum Prinzip zu machen. Weder eine Musik- noch eine Sprechanalyse dieses unsäglichen Schrotts, der als Musik und dazugehöriger Text daherkommt, heiße der Schrott Heino oder Rap, Rock oder Wecker, Dylan oder Zillertaler Schürzenjäger, kann weiterführen, da es sich nur peripher um Musik und Sprache, hauptsächlich um Ideologie handelt: um gesellschaftlich notwendigen Schein.

Die Notwendigkeit, welcher Musik unterworfen wird, damit der Schein aufrecht erhalten bleibt, das Leben heutzutage gehorche innerer Notwendigkeit und nicht äußerer Willkür, ist ehern, naturhaft, dumpf und unerbittlich. Dazu kommt, daß kein Sinnesorgan der Naturgewalt – und als solche wird Musik eingesetzt – so wehrlos ausgeliefert ist wie die Ohren; die Augen kann man angesichts der Schlagzeilen schließen, die Ohren gegen den Schlager nicht. Der Kulturangriff gegen die Menschen konzentriert sich deshalb auf die musikalische Attacke. Sein Ziel ist Disziplinierung. Keine Musik eignet sich dazu so sehr wie die Volksmusik.

Ich spreche aus Erfahrung. Zwar war der obersteirische Ort, in dem ich aufwuchs, als kleine Industriestadt, in welcher von 25.000 Einwohnern 10.000 in einem Stahlwerk arbeiteten, keineswegs der ideale Boden für Volksmusik und deren Ursachen und Folgen, die sogenannte Volkskultur; der Ort ist aber umstellt von Bergen, von denen es volksmusikalisch auf den Talkessel niedertönt, wo dann Volksmusikpfleger dafür sorgen, daß dieser Ton nicht verhallt.

Flucht war möglich nur, wenn man die Berge floh, was jedoch in jener Gegend mit den Mitteln, über die man als Jugendlicher Mitte der fünfziger Jahre verfügte, nur verwirklicht werden konnte, indem man das Mittelgebirge überwand und über die Baumgrenze hinaufstieg. Die Luft im Hochgebirge, so schien es mir anfangs, war den kurzatmigen Volksmusikanten und Volkssängern zu dünn.

Dort auf dem Hochschwab verbrachte ich von meinem vierzehnten bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr jeden schulfreien Tag, egal, ob Winter war oder Sommer. Die wenigen bewirtschafteten Schutzhütten lagen einige Gehstunden voneinander entfernt, die paar Sennhütten waren verstreut über die zahllosen Hochalmen. In einer dieser Hütten konnten wir kostenlos übernachten. Doch nicht nur der Hütte wegen stiegen wir hinauf, sondern auch wegen der Felswände, in denen es Klettertouren gab, die sogar Profis reizten.

Wir waren eine Gruppe von Schülern und Lehrlingen, nie mehr als zehn Personen, denn für mehr war nachts auf dem Strohlager nicht Platz. Die Zusammensetzung der Gruppe wechselte schon aus dem Grund, daß hin und wieder jemand aus der Wand fiel und zu Tode stürzte; achtzehn waren wir insgesamt gewesen, errechnete ich, nachdem wir nach vier Jahren die Hütte aufgegeben hatten. Der Preis fürs Übernachten war, daß wir für die alte Sennerin Holz machten, weit über der Baumgrenze, aus Latschenkiefern, die nicht höher wurden als einen Meter, und deren Äste so zäh waren, daß keine Lawine sie brechen konnte. Von Mitte September bis Mitte Mai, wenn Sennerin und Vieh im Tal waren, hatten wir die Hütte für uns allein. Sobald Schnee lag, kletterten wir nicht mehr, sondern fuhren Schi.

Selbstverständlich sangen wir auch manchmal an den langen Abenden: ein Lied, das wir aus dem Radio kannten und das Schlager hieß, ein Lied, das wir von anderen Kletterern gehört hatten und das Bergsteigerlied genannt wurde, ein Lied, das wir in der Schule gelernt hatten und das als Volkslied galt oder als steirisches Lied. Doch mit welchem Ernst diese Versuche auch unternommen wurden, sie scheiterten stets an mangelnder Textkenntnis. Wir kamen im Liedtext nie so weit, daß wir mit dem Wildschütz den Bergsee oder mit den Caprifischern den Hafen erreicht hätten, wir landeten stets beim Gstanzl, das zwar musikalisch die niedersten, textlich aber die höchsten Ansprüche stellt. Denn beim Gstanzl geht es um das Gegenteil von Textkenntnis: um das Erfinden neuer, sich reimender Vierzeiler, die nach Möglichkeit auf einen der Anwesenden gemünzt sind oder die bereits auf ein Gstanzl antworten, das gegen einen selber gesungen worden war. Kriterien für den künstlerischen wie für den Publikumserfolg eines Gstanzls sind, noch obszöner und komischer zu sein, als das ohnedies erwartet wird. Waren Mädchen dabei, interessierte nur der Publikumserfolg, er war zugleich ein Erfolg bei den Mädchen.

Die wenigen schulfreien Tage in den Bergen sind aber keineswegs so unbeschwert gewesen, wie wir uns das nach einer langen Woche in der Schule verdient hätten. Als wären wir ein heidnischer Stamm, den es zu missionieren galt, schlichen sich, als harmlose Bergsteiger getarnt, fortwährend Christenmenschen bei uns ein, die warteten, bis die Dunkelheit hereinbrach und dann um einen Schlafplatz baten, wissend, daß wir sie nicht vor die Tür setzen würden, denn Ortsunkundige waren im Finstern in Gefahr, in die nächste Schlucht zu fallen. Geschützt von der Finsternis draußen begannen sie drinnen, uns volkskulturell und volksmusikalisch zu bearbeiten. Zwar warfen wir sie am nächsten Morgen aus der Hütte, doch abermals hatten sie uns ein Wochenende vergällt. Und bald mußten wir zur Kenntnis nehmen, daß sie wieder und wieder kommen und daß wir, die paar Jugendlichen, keine Chance gegen das offenbar unendlich große Heer der Zünftigen haben. Zünftige, so nannten wir unsere Widersacher, ich wußte damals nicht, warum, heute weiß ich es: weil sie sich auf etwas berufen, das angeblich einmal Brauch war, und weil das wiederum angeblich Bestand hat, was taugt, zünftig ist. Ein vergangenheitsloses Konstrukt, den ewig populären Ramsch, kultivieren sie als Tradition, weshalb den Zünftigen in einer Gesellschaft, welche die Zeit zum Stillstand bringen muß, um noch ein paar historische Augenblicke lang in diesem Zustand zu überleben, weshalb den Zünftigen also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gehören. Neue Musik verfolgen sie als unmusikantisch, die Kunst der Moderne hassen sie als modisch, das Modische, letztes verzweifeltes Lebenszeichen des desperaten Individuums, ächten sie als widernatürlich.

Heute noch gibt mir zu denken, daß der Zünftige als einzelner auf uns wie eine organisierte Gruppe wirkte, während unsere Gruppe ein wehrloses Häuflein war, das den Zünftigen erst hinauswarf, nachdem er uns bereits einen Abend versaut hatte. Wir dachten im Lauf der vier Jahre nicht an Gegenwehr, und als uns die Missionierungsversuche zu massiv wurden, gingen wir einfach von der Hochalm weg, jeder woanders hin, keinen meiner Freunde, keine meiner Freundinnen von damals habe ich wiedergesehen.

Eines vor allem hatte den Lebensrhythmus im Hochgebirge bestimmt: Die Tage waren, auch wenn wir zu keiner Klettertour aufbrachen, kurz. Wasser mußte von einer Quelle geholt, Holz mußte gehackt werden, früh verschwand die Sonne hinter den aufragenden Wänden. Auch im Sommer war es abends meist so kühl, daß wir heizen mußten. Müde und träg lungerten wir um den großen Ofen, froh, daß nichts mehr zu tun war; riß einer einen matten Witz, mußte nicht gelacht werden, stimmte einer ein langweiliges Gstanzl an, stimmte oft nur der Teekessel mit ein, und prahlte einer vor den Mädchen mit einer Erstbegehung, die er nicht gemacht hatte, konnte er darauf bauen, daß auch den anderen abends an der Muße mehr lag als an der Wahrheit.

In diese Stunden des Ausruhens platzten die Zünftigen hinein, die offenbar den ganzen Tag ihre Kräfte geschont hatten, damit sie abends Kultur in unsere Hütte bringen konnten. Um das Beisammensitzen zu geselligem Beisammensein zu steigern, schlugen sie ein Hüttenspiel vor; damit an die Stelle der Gstanzln richtiger Gesang trete, holten sie ein Liederbuch aus dem Rucksack, und auch ein Büchlein mit Geschichten zum Vorlesen trugen sie bei sich, denn mit einem Mädchen ins Strohlager zu kriechen, ließen sie als Erbauung nicht gelten. Daß wir uns diesen Missionaren verweigerten, hinderte sie nicht, auch noch die Grundbegriffe des Volkstanzes Beispiele gebend zu erläutern und aus der Mundharmonika die Melodie herauszuquetschen, zu welcher zu tanzen wäre.

In der Regel kam der Zünftige zuerst allein, doch einmal gebeten, einen nicht nochmals zu belästigen, kam er mit einem zweiten, und wenn sie schließlich zu dritt erschienen, dann bereits als Verein, als Alpenverein, Pfadfinder, Katholische Jungschar, Trachtenverein, Naturfreunde. Spätestens dann fühlten sie sich ermächtigt, uns nachts mit Taschenlampen ins

Gesicht zu leuchten und, als unsere Gäste, uns eine Schlafordnung vorzuschreiben, auf der einen Seite die Burschen, auf der anderen die Mädchen. Danach warfen wir sie allerdings noch nachts aus der Hütte.

Doch los wurden wir sie nie. Sie mußten sich von nun an zwar auf Tagesausflüge beschränken, doch verging im Sommer fast kein Tag, an dem sie nicht auftauchten, ausgerechnet auf unserer Hochalm, auf die gar kein richtiger Weg führte; nur zwei Bergrücken weiter war der markierte Steig auf den Gipfel. Die Gruppen, in denen sie anmarschierten, wurden im Lauf des Sommers immer größer, die Anführer immer bedeutender – Lehrerinnen, Kapläne, Bäckersgattinnen, Ingenieure, Gemeindesekretäre – , das Gesinge, Getanze und Gespiele wurde immer raumgreifender. Gegen diese Offensive der Kleinstadtspießer, die uns mit Volksmusik und Volkskultur umzingelten, da wir uns nicht freiwillig ergeben hatten, blieb wieder nur Flucht. Doch wir flüchteten nicht Hals über Kopf.

Wenngleich wir uns gegenüber den authentischen Joppen und Stutzen der Kulturträger wie Strauchdiebe ausnahmen, spielten wir uns zu Wirtsleuten auf und machten im vierten Jahr unseres Bestehens aus der Sennhütte ein Gasthaus, schleppten Getränke und Lebensmittel hinauf und verkauften sie an die Zünftigen zu zünftigen Preisen. Am Ende des Sommers, nachdem wir bereits fürs nächste Jahr Holz für die Sennerin gemacht hatten, lösten wir unsere Vereinbarung mit ihr und fuhren mit dem Erlös aus unserer illegalen Gastwirtschaft zum Klettern in die Dolomiten, wo in den Hütten volksmusikalische Anläufe Einheimischer am Fachsimpeln der Bergsteiger aus aller Welt zerschellten.

Seit damals bin ich nicht nur älter, sondern auch toleranter geworden. Heute weiß ich, daß der Kleinstadtspießer Volkskultur und Volksmusik in dem Maß braucht, in dem er von der Opern-, Theater- und Museumskultur des Großstadtspießers abgeschnitten ist. Der Kleinstädter und der Dorfbewohner sind zwar fernab von den Kreationen der dirigierenden und regieführenden Originalgenies in den Metropolen, dafür ist das Originale, das sie zu Hause haben, echter und bodenständiger. Dem beschränkten Provinzspießer genügt deshalb ein Heimatgefühl, der bornierte Metropolenspießer hingegen braucht ein Nationalgefühl; beide können es allerdings nicht erwarten, einander im Namen nationalistischen Hochgefühls in die Arme zu fallen.

Es könnte um Volksmusik und Volkskultur also nicht besser bestellt sein als zur Zeit; und es zeichnet sich alles andere als Stagnation ab, denn ein neuer Hoffnungsstrahl fällt auf die Volksmusik und erhellt dieses dunkle Kapitel der Menschheitsgeschichte bis in den letzten Winkel. Der Hoffnungsstrahl heißt Kulturindustrie. Sie kommerzialisiert die Volksmusik einschließlich jenes lächerlichen Restes, den die Volkstumsforscher noch geschwind ins Archiv retten, und das Unheil, das die Kulturindustrie dabei anrichtet, erweist sich als Segen. Denn Musik, die heute im besten Fall als Ware taugt, barg nie eine andere Qualität in sich. Kommerzialisierung bringt die Volksmusik erst zu sich; und das schamlose Geschäft enthält sogar ein Moment von Emanzipation, wenn auch ein groteskes. Wie die Wiener Philharmoniker die Wiener Klassik vom spezifisch Österreichischen erlösen, indem sie die größten Triumphe in Japan feiern, befreien die Zillertaler Schürzenjäger die Tiroler Volksmusik vom Bodenständigen, indem sie holländische Touristen zum Jodeln zwingen, womit diese greuliche Ausdrucksweise endlich zum Ersticken gebracht wird.

Die Kultur, Brecht hat es erkannt, ist ein Palast, der aus Hundescheiße gebaut ist. Volkskultur mitsamt Volksmusik, bleibt zu ergänzen, ist ein Palast, der aus alter, hart gewordener Hundescheiße gebaut ist, welche es verdienen würde, endlich zu zerfallen und sich mit dem Straßenstaub zu vermischen.

Michael Scharang schrieb in KONKRET 3/93 über die Wiener Lichterketten

Konkret 08/93, S. 47

Karlheinz Deschner

Mit Gott und den Faschisten IX

Das römische Papsttum – durch Krieg und Betrug groß geworden, durch Krieg und Betrug groß geblieben – hatte den Ausbruch des Ersten Weltkriegs ebenso gefördert wie, geradezu maßgeblich, die Heraufkunft des Faschismus in ganz Europa. Es hatte die Faschisten bei ihrem Raubüberfall auf Abessinien begeistert unterstützt, wie auch im Spanischen Bürgerkrieg, und selbstverständlich ließ es auch Hitlers Annexion Österreichs 1938 durch seinen Klerus segnen.

Man hatte vorgearbeitet. Schon im 19. Jahrhundert florierte ein christlicher Antisemitismus in Österreich, der den jungen Hitler entscheidend prägte und schließlich direkt zum Nazismus führte. In Zeitungen, in Volks- und Wahlversammlungen, ja, auf den Kanzeln gingen die Geistlichen gegen die Juden vor. Und noch vom österreichischen Klerus der dreißiger Jahre konnte man sagen, er habe sich im Stil von der Nazipropaganda oft kaum unterschieden. Der Linzer Bischof Gföllner etwa hetzte 1933 in einem Hirtenbrief gegen das »entartete Judentum«, bejammerte dessen »überaus schädlichen Einfluß auf fast allen Gebieten des modernen Kulturlebens« und machte den Kampf dagegen zur »strenge(n) Gewissenspflicht eines jeden überzeugten Christen«.

Im nächsten Jahr, 1934, unternahmen die österreichischen Nazis einen Putschversuch, der 269 Tote kostete, darunter Bundeskanzler Dollfuß selbst. Von zwei Schüssen niedergestreckt – der tödliche Schuß kam aus einer Dienstpistole der Polizei – , empfahl der katholische Kanzler sterbend seine beiden Kinder dem Schutz Mussolinis. Nachfolger wurde Kurt von Schuschnigg, Tiroler Generalssohn, Zögling der Jesuitenschule von Feldkirch und Bandinhaber der katholischen Verbindung »Austria-Wien«. Dem Katholizismus vielfach verbunden, erstrebte der christlich-soziale neue Kanzler ein gemäßigtes klerikal-faschistisches System, eine Integration der Nazis und einen Ausgleich mit Nazideutschland. Dabei geriet er immer mehr unter den Druck Hitlers, der seine Zwecke durch den ihm unmittelbar unterstellten Botschafter in Wien, den nachmaligen Päpstlichen Kammerherrn Franz von Papen, verfolgen ließ.

Zwar kollaborierten die österreichischen Bischöfe zunächst so wenig wie ursprünglich die deutschen. Doch wie diese vor 1933 geschlossen gegen Hitler waren, nach 1933 dafür, 1945 wieder dagegen, so standen die österreichischen Bischöfe vor 1938 gegen das deutsche Regime, dann zu ihm, und 1945 natürlich wieder dagegen.

Am 12. März 1938 überschritten Hitlers Truppen die Grenze – und bereits am nächsten Tag brachte die »Reichspost«, die schon 1935, angeregt durch Papen, die Zusammenarbeit von Katholizismus und Nationalsozialismus gefordert hatte, den Aufruf des Wiener Kardinals Innitzer: »Die Katholiken der Wiener Erzdiözese werden ersucht, Sonntag zu beten, um Gott dem Herrn zu danken für den unblutigen Verlauf der großen politischen Umwälzung und um eine glückliche Zukunft für Österreich zu bitten. Selbstverständlich muß allen Anordnungen der Behörden gern und willig Folge geleistet werden.« Wieder einen Tag später ließ Kardinal Innitzer durch einen Anruf den deutschen »Führer« in Österreich willkommen heißen und ihn wissen, bei seiner Ankunft würden auf Weisung des Kardinals alle Kirchenglocken Wiens läuten.

Und kaum war Hitler in Wien, machte die katholische Eminenz bei ihm ihre Huldigungsvisite im Hotel Imperial. Von hinten beschimpft und bespuckt, von vorn durch SS-Posten geehrt, stieg der Kirchenfürst – das wüste Pfeifen und Pfui-Rufen der Menge im Ohr: »Nach Dachau, nach Dachau!«, »In den Kanal mit dem Kardinal!« – unerschüttert lächelnd zur Suite seines »Führers« hinauf. Und Hitler, der sich über die Anwamserei der katholischen Prälaten des öfteren mokierte, Hitler selbst berichtet, der Kardinalerzbischof habe ihn »mit so strahlendem Gesicht angesprochen..., als ob er während der ganzen österreichischen Systemzeit nie auch nur einem einzigen Nationalsozialisten je ein Härchen gekrümmt habe«.

Im übrigen hatte er, bei aller zur Schau getragenen Freundlichkeit, kaum Zeit für den Kirchenmann, der seinerseits, wieder nur wenige Tage danach, am 18. März, mit seinen geistlichen Herren die »Feierliche Erklärung« abgab: »Aus innerster Überzeugung und mit freiem Willen erklären wir unterzeichneten Bischöfe der österreichischen Kirchenprovinz anläßlich der großen geschichtlichen Geschehnisse in Deutschland-Österreich: Wir erkennen freudig an, daß die nationalsozialistische Bewegung auf dem Gebiet des völkischen und wirtschaftlichen Aufbaues sowie der Sozialpolitik für das deutsche Reich und Volk und namentlich für die ärmsten Schichten des Volkes Hervorragendes geleistet hat und leistet. Wir sind auch der Überzeugung, daß durch das Wirken der nationalsozialistischen Bewegung die Gefahr des alles zerstörenden gottlosen Bolschewismus abgewehrt wurde. Die Bischöfe begleiten dieses Wirken für die Zukunft mit ihren besten Segenswünschen und werden auch die Gläubigen in diesem Sinne ermahnen. Am Tage der Volksabstimmung ist es für uns Bischöfe selbstverständliche nationale Pflicht, uns als Deutsche zum Deutschen Reich zu bekennen, und wir erwarten auch von allen gläubigen Christen, daß sie wissen, was sie ihrem Volke schuldig sind«.

Kardinal Theodor Innitzer übersandte die »Feierliche Erklärung« dem neu ernannten Wiener Gauleiter Bürckel, versicherte dabei abermals, »daß wir Bischöfe freiwillig und ohne Zwang unsere nationale Pflicht erfüllt haben«, prophezeite »eine gute Zusammenarbeit« und grüßte: »Mit dem Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung und Heil Hitler!« Später stellten die

österreichischen Kirchenblätter die »feierliche Erklärung« ihrer Bischöfe als erzwungen hin. Und Innitzers »Heil Hitler« wurde überhaupt als Fälschung erklärt, obwohl er es doch gerade dem maschinenschriftlichen Text handschriftlich angefügt hatte. Hitler selbst trat in dreizehn Wahlreden Anfang April als Gottgesandter auf, verkündete ein »Gottesgericht«, ein »Wunder«, den »Willen des Allmächtigen«. Und Kardinal Innitzer, der am 6. April mit einigen seiner Bischöfe vom Papst empfangen worden war, wies nach seiner Rückkehr aus Rom den Wiener Klerus an, deutsche Fahnen an den Kirchen auszuhängen und am Vorabend der Volksabstimmung die Glocken zu läuten – und betrat am 10. April ein Wahllokal mit dem »deutschen Gruß«.

Und alsbald begann in Österreich eine »Orgie des Sadismus«, eine hundsföttische Behandlung der Juden, die man auf den Knien die Gosse reinigen ließ und die Klosetts der SA und SS, die man zu Tausenden in die Gefängnisse steckte, hatte doch gerade in den christlichen Kreisen Österreichs der Klerus den Antisemitismus seit langem geschürt.

Diesen Text hat Karlheinz Deschner am 27. Juni 1993 im Rahmen seiner TV-Sendereihe zur Politik der Päpste im 20. Jahrhundert vorgetragen. Diese Sendereihe wird von Kanal 4 auf der Frequenz von RTLplus zweimonatlich ausgestrahlt. Nächste Folge: 29. August, 24 Uhr

Konkret 08/93, S. 48

Gunter Blank

AmeriKKKa□s Finest

In den Kriminalromanen von James Ellroy wird Los Angeles zur Metapher für das Amerika der fünfziger Jahre

Die späten Fünfziger. Das Jahrzehnt, in dem sich Amerika mit drei K schreibt, neigt sich seinem Ende entgegen. JFK bereitet an der Ostküste seine Kandidatur vor. Seine Mannschaft schwärmt aus, um das Land von Korruption und Verbrechen zu befreien. Selbst Los Angeles bleibt von der Säuberungswelle nicht verschont. Eine Einheit des FBI unter Führung des ambitionierten Bundesagenten Welles Noonan will die Schiebereien hinter den Kulissen des Profiboxens aufdecken. Gleichzeitig werden die letzten jüdischen Mobster durch die von Las Vegas aus operierende Italo-Mafia hart bedrängt. Aber noch hält das über Jahrzehnte gewachsene Netzwerk zwischen Politik, Polizei und organisiertem Verbrechen. Dave Klein, Lieutenant des Los Angeles Police Department (LAPD) mit Juraexamen und zur Bewachung eines FBI-Kronzeugen abgestellt, weiß alte Loyalitäten zu schätzen. Der Zeuge stürzt aus dem neunten Stock eines Hotels. Selbstmord. Akte geschlossen. Die FBI-Ermittlungen verlaufen im Sande. Klein ist um 5000 Dollar reicher. Noonan schwört Rache. Manche würden daraus einen Roman machen. Ellroy macht daraus eine Einleitung.

White Jazz, der abschließende Teil der Trilogie über das Los Angeles der fünziger Jahre, ist Ellroys bislang dichtester Roman. Ellroy entwickelt wenigstens vier Plots gleichzeitig, die sich zu einem Geflecht aus Gewalt, Inzest und politischer Intrige verwirren. Im Mittelpunkt steht Dave Klein, ein Cop, für den die Bezeichnung korrupt ein Euphemismus wäre. Nebenbei arbeitet er als Schuldeneintreiber, Mietkiller, Verbindungsmann zum organisierten Verbrechen und herrscht gemeinsam mit seiner Schwester Meg als Slumlord über eine Kette von Appartmentkomplexen auf LAs verrottender Südseite. Ein verkommenes Subjekt also, allein in Ellroys Los Angeles erscheint er als Lichtfigur. Wie alle Helden Ellroys ist er besessen von seiner schuldbehafteten Vergangenheit, in seinem Fall ist es die das Geschwisterliche übersteigende Zuneigung zu seiner Schwester. Was Buzz Meeks und Mal Considine in *The Big Nowhere* (dt.: *Blutschatten*) zur Jagd auf den Vielfraßmörder trieb und Bud White/Trashcan Jack Vincennes in *LA Confidential* (dt.: *Stadt der Teufel)* zur Entlarvung eines Kindermörders: die Sehnsucht nach Buße und Läuterung, das treibt auch Klein zur Aufdeckung einer ehebrecherisch-inzestuösen Familienallianz, deren mörderische Machenschaften über Jahrzehnte vom LAPD gedeckt wurden.

Bösgesinnte, und Ellroy ist nicht gerade einer, der es darauf anlegt, sich Freunde zu schaffen, könnten ihm Redundanz und Schlimmeres vorwerfen. Tatsächlich ist die Geschichte der einander ausgelieferten Familien Kafesjian und Herrick, wie die entsprechenden Subplots in den Romanen davor, kaum mehr als ein klassischer Whodunit. Das Anwesen der Kafesjians, einer einflußreichen Familie an der Nahtstelle zwischen Rauschgiftdezernat und Drogenhandel, wird verwüstet. Die Umstände lassen auf psychopathisch-sexuelle Motive schließen. Sehr viel später wird eine weitere Familie, diesmal eine zum Vorzeigen, unter ähnlichen Umständen niedergemetzelt. Trotz der Drohungen der Rauschgiftbullen verbeißt sich Dave Klein in den Fall. Er vergräbt sich in alte Akten, entdeckt alte Seilschaften. Stößt auf einen voyeuristischen Sohn und einen jungen Mann, der eine alte Rechnung zu begleichen hat. Der verzwickte Plot mündet in eine Lösung, die die Unverfrorenheit eines Hercule Poirot oder Nero Wolfe, die am Ende mit hanebüchenen Schlußfolgerungen den Täter aus dem Hut zaubern, weit hinter sich läßt. Manchem würde man das übelnehmen. Ellroy kann es sich leisten. Er gibt dem Genre, was des Genres ist, benützt den Plot bestenfalls als Katalysator für die Beschreibung einer Stadt, die das Sinnbild der amerikanischen Verhältnisse ist. Wo andere mit Metaphern den Geheimnissen des Sunset Boulevard auf die Spur zu kommen suchen, wird bei Ellroy die Stadt selbst zur Metapher für den Zustand der Welt.

Los Angeles: Ein paar Straßennamen. Joan Crawford, gealtert, nackt, auf der Flucht vor den Blitzlichtern der Skandalreporter. Countryboy Spade Cooley auf dem Höhepunkt seiner Popularität. Ein Jahr später wird er seine Frau zu Tode trampeln. Gangsterkönig Mickey Cohen im Filmgeschäft: »Attack of the Atomic Vampire« als Eintrittsticket ins bürgerliche Leben. Nebenbei verdingt Cohen sich als Kronzeuge an das FBI und opfert dafür seine Spießgesellen. Howard Hughes, Nutten konsumierend und vom Endsieg über den Kommunismus träumend. Alte Bekannte aus früheren Romanen. Dazu ein paar neue. Reuben Ruiz, Bantamgewichtler, für den Blut dicker ist als Wasser. Um seinen Bruder aus dem Gefängnis zu holen, verkauft er seine Landsleute. Ein Mexikanerviertel soll einem Baseballstadion weichen. Reuben sorgt dafür, daß die Bewohner keinen Ärger machen. Morton Diskant, demokratischer Stadtratskandi-dat, benutzt die Hispanounruhen für seineKampagne. Leider steht er auf junge Mäd-chen. Klein legt den Köder aus. Schnapp-schüsse. Prügel. Bye, bye, Morton. Wenn Ellroy Los Angeles beschreibt, beschreibt er stets Personen. Personen, die weit mehr als Architektur und Landschaft eine Stadt konstituieren, die den amerikanischen Traum verkauft.

Natürlich ist das keine Kritik am Kapitalismus. Kapitalismus ist bei Ellroy eine Invariante. Den Kapitalismus kritisieren kann jeder. Zumal von außen. Ellroy seziert ihn von innen. Er macht – und das ist wahrscheinlich die einzig glaubwürdige Perspektive, die ein männlicher weißer Autor derzeit noch einnehmen kann – sich selbst, seine Helden und den Leser zu Komplizen eines Systems, dessen Verkommenheit er vorführt, ohne die damit erworbenen Annehmlichkeiten zu verheimlichen. Ob der Preis stimmt, kann jeder selbst entscheiden. Folgerichtig siedelt Ellroy seine Protagonisten nicht am Rand der Gesellschaft an. Sie befinden sich dort, wo über die Verhältnisse entschieden wird. Sie sind Mitglieder einer

Prätorianergarde, die, je mehr die Furcht des weißen Amerika vor seinen Minderheiten wächst, eine zunehmend autonome Macht entwickelt, die sich äußeren Einflüssen entzieht. Sie herrschen über eine Gesellschaft, die mit frisierten Zeitungsnachrichten ruhiggestellt wird. Wer ihnen in die Quere kommt, wird zermalmt.

Die Aufklärung von Verbrechen dient allein der Schaffung von Positionsvorteilen. Wo eine erfolgreiche Polizeikarriere stets auch höhere politische Weihen verspricht, werden Offiziere wie Schachfiguren über das Spielfeld LA geschoben. Bauernopfer sind an der Tagesordnung. Den Nekrolog hält der Polizeichef persönlich. Auch die Bundespolizisten um Welles Noonan, die hartnäckig an der Demontage des LAPD arbeiten, bilden da keine Ausnahme. Der behauptete Aufbruch in eine neue Epoche signalisiert lediglich den Auftritt einer neuen Fraktion. Sie bringt das alte Machtgefüge ins Wanken, um selbst ins Geschäft zu kommen. Chief of Detectives Edmund Exley, der uns schon in *LA Confidential* verhaßt war, begreift am schnellsten die veränderte Konstellation. Exley, der bürokratische Schreibtischtäter, dem die Feigheit ungeahnte Kräfte verleiht, opfert Rauschgiftdezernat und Generalstaatsanwalt den Karriereinteressen Noonans. Seiner eigenen Karriere schadet dies nicht. Einer wie Exley bringt es bei Ellroy zum Gouverneur. Daran hindern kann ihn nur noch sein verhaßtes Vorbild Dudley Smith. Smith genießt all das Ansehen bei der Truppe, das dem Collegeboy Exley versagt bleibt. Und er hat hart dafür gearbeitet. Längst ist er der heimliche Herrscher über das Imperium.

Captain Dudley Liam Smith. Geboren 1906 in Dublin, aufgewachsen in LA, verheiratet, fünf Töchter, dreißig Jahre LAPD, zur Zeit Chef des Raubdezernats. Außerdem Ellroys erklärte Lieblingsfigur, die seit Beginn der Trilogie die Fäden in der Hand hält. Wenn es um die Werte des weißen Amerika geht, ist Dudley keine Grausamkeit fremd. Bereits in *Clandestine*, Ellroys zweitem Roman (dt.: *Heimlich*), hat er einen Dreißig-Seiten-Auftritt als Verhörspezialist, der einem schwulen Verdächtigen ein Geständnis abpreßt. Schon damals traute man ihm alles zu. Bis jetzt hat er alle Erwartungen erfüllt.

Bezeichnenderweise ist Smith, an dem sich Ellroys Helden fast die gesamte Trilogie über abarbeiten, ohne je mehr als einen Punktsieg zu erzielen, eine der wenigen Figuren, die keine üble Vergangenheit hinter sich haben. Smiths Bösartigkeit weist über seine Person hinaus. Er ist der Anti-Hopkins, der ultimative weiße Mann, der faschistoid-autoritäre Charakter, der über Leichen geht, um seine Ziele durchzusetzen und es genießt.

Denn Dudley Smith hat eine Vision. Er weiß das weiße Amerika von Niggern und Spics bedroht und von Politikern regiert, die zu verweichlicht sind, um der Bedrohung zu begegnen. Sein Strategie lautet deshalb Eindämmung. Das negroide Element muß auf der Südseite von LA zusammengedrängt und mit Heroin ruhiggestellt werden. Mit Hilfe des Mobs soll eine Zone legalisierter Kriminalität entstehen, unter Smiths Kontrolle und zu seinem nicht nur geldwerten Vorteil.

Natürlich hat auch ein Christenmensch wie Smith seine dunklen Begierden. Im Gegensatz zu seinen Opfern kennt er sie und weiß sie zu kontrollieren. Sein latenter, erst in *White Jazz* offenbar werdender Hang zum Voyeurismus ist die treibende Kraft hinter seinen rassistischen Wahnvorstellungen eines gigantischen Südseiten-KZs. Dudley liebt es, Schwarze und Mexikaner beim Liebesspiel zu beobachten. Damit bringt Ellroy auf den Punkt, was in Amerika, und nicht nur dort, geschichtsnotorisch ist. Die Projektion der eigenen verdrängten Sehnsüchte auf die andere Rasse, die dann aus Furcht vor der Sprengkraft der hedonistischen Affekte zum Objekt von Vernichtungsphantasien wird.

Deshalb ist die Südseite von Los Angeles, also etwa die Gegend, die man heute als South Central kennt, weit mehr als ein geographischer Ort, an den es die Weißen treibt, um sich den Genüssen hinzugeben, die sie sich anderswo als pervers verbieten. Noch in den deformiertesten schwarzen Existenzen, die Ellroy in Bars wie dem Bido Lito versammelt, scheint etwas von jenem unterdrückten Freiheitsbegriff fortzuleben, den das weiße Amerika so erbittert unterdrückt. Außerhalb der Clubs sind sie Fixer, Dealer, Spitzel, Nutten; Manövriermasse für die suprematistischen Exzesse der weißen Cops. Sobald jedoch die Dissonanzen der Bands sich über die Rauchschwaden erheben, verschmelzen sie zu einer einzigen sinnlichen Bewegung. Wenn es überhaupt noch einen Begriff von Emanzipation in Ellroys Romanen gibt, dann entfaltet er sich dort, am äußersten, ständig bedrohten Rand der Gesellschaft, wo Weiße immer Kunden bleiben werden.

Bestenfalls gestattet die Konfrontation mit dem, was sich unter der Bezeichnung Jazz leitmotivisch durch die LA-Trilogie zieht, einen Blick in das eigene Innenleben. Die Freiheit, die sie in coolen Riffs und traurigen Stimmen erahnen, bleibt für die Meeks, Whites und Kleins unerreichbar. Allenfalls dürfen sie auf Erlösung hoffen. Und dazu, wir befinden uns in einem Männerroman, bedarf es einer Frau. Bedingungslose Liebe ist das Ticket, um aus der eigenen Hölle zu entkommen. Darin bleibt Ellroy ein hoffnungsloser Romantiker. In ihren Beziehungen zu Frauen gestattet Ellroy seinen Männern jene verzweifelte Ritterlichkeit, die man Todessehnsucht nennt.

Buzz Meeks' Audrey Adams war Starlet, Bud Whites Lynn Bracken Hure. Glenda Bledsoe in *White Jazz* ist beides. Dave Klein soll Howard Hughes' vertragsbrüchige Mätresse ans Messer liefern. Doch die watet durch den Schmutz und bewahrt dennoch ihre Würde. Das bringt Kleins Welt ins Wanken. Er glaubt in ihr sein reines Alter ego zu entdecken. Als er erfährt, daß sie ihren Zuhälter umgebracht hat und Zeuge wird, wie sie einen Beschützer/Vergewaltiger ersticht, gibt es für Klein kein Halten mehr. Klein gesteht ihr seine Sünden. Sie verschweigt ihm die ihren. Glenda Bledsoe ist für Klein der Fahrschein zur Erlösung. Er gesteht den Mord, den sie begangen hat. Klein ist bereit zu büßen. Er verzichtet auf sie, um sie zu retten und um sich selbst zu bestrafen. Gloria erhält ihre zweite Chance. Manche würden es eine Tragödie nennen. Für

Ellroy ist es ein Happy End.

James Ellroy: □ White Jazz□ . Hoffmann und Campe 1992, 464 Seiten, 45 Mark (Knopf 1992, 22 Dollar). Die ersten beiden Bände der Trilogie, □ The Big Nowhere□ und □ LA Confidential□ (Mysterious Press 1991, 5,99 Dollar), sind unter den Ti □ Blutschatten□ bzw. □ Stadt der Teufel□ bei Ullstein erschienen und kosten 12,90 Mark. □ Clandest(Avon Books, 4,99 Dollar) erschien ebenfalls bei Ullstein: □ Heimlich□ , 9,90 Mark.

Gunter Blank schrieb in KONKRET 7/92 über einen Ökothriller von Carl Hiasen

Konkret 08/93, S. 50

Kerstin Grether

Voilà: eine Verschwörungstheorie

In KONKRET 6/93 hat Katharina Rutschky die Studie der amerikanischen Autorin Susan Faludi über den antifeministischen Rollback in den USA (Die Männer schlagen zurück, Rowohlt 1993) einer grundsätzlichen Kritik unterzogen. Kerstin Grether widerspricht: Rutschky selbst folge der Backlashlogik, die Faludi sichtbar gemacht habe

Obwohl Katharina Rutschkys Standpunkt, der sich mittlerweile ausnimmt wie eine spielerisch liberale Version von Camille Paglias sozialdarwinistischem Antifeminismus, aus »FAZ«, »Merkur« und »taz« bekannt sein dürfte, wundert es nicht, daß sie in KONKRET 6/93 einen besorgt-konstruktiven Verriß ausgerechnet der Backlashstudie »Die Männer schlagen zurück« von Susan Faludi plazieren konnte.

Das liegt zum einen daran, daß die sogenannten »Frauenthemen« im linken Kontext noch immer als solche behandelt werden: als monolithische Frauenthemen eben, die dann wohl nur Frauen angehen und von Frauen angegangen werden, was immer ein bißchen an die Samstagsbeilage des »Kölner Stadtanzeigers« erinnert: Kinder schreiben für Kinder, was es bedeutet, Kind zu sein. Die große Politik machen dann die Erwachsenen. Wo man sich nicht zumindest, gleichsam als Geschäftsgrundlage, den verwischten Implikationen eines so selbstverständlich praktizierten Differenz-Modells stellt, schaut man dann in alter Nebenwiderspruch-Manier gleich zweimal nicht genau hin, wenn etwa Katharina Rutschky alte Ressentiment-Rechnungen gleich noch mitbegleicht.

In Rutschkys Fall kommt noch erschwerend hinzu, daß sie ihre Kriterien so anlegt, daß die bei flüchtigem Drüberlesen zunächst ganz plausibel erscheinen. So, daß sich der äußerst seltene Effekt einstellt, eine Rezension als Rezension tatsächlich kaum beurteilen zu können, wenn man den besprochenen Gegenstand nicht kennt. Es liegt in der Komik der Sache begründet, daß Rutschky damit bereits alle Register des Backlashs zieht und so die wesentlichen Funktionsweisen des ideologischen »Programms« der amerikanischen »Neuen Rechten« und des Mainstreams praktisch und überaus lehrreich vorführt.

Eine der Hauptmethoden des auf die Frauenrechte zielenden Backlashs bestand, laut Faludi, in den 80ern immer darin, seine Intentionen zu verschleiern, und das hieß zunächst: feministisches Vokabular neu zu besetzen, ohne sofort mit der (reaktionären) Zielsetzung rauszurücken. Die nächste Stufe bestand dann darin, ein sogenanntes »emanzipatorisches« Element immer schon vorauszusetzen, einen Zweifronten-Krieg zu inszenieren, die Hegemonie des Feminismus zu behaupten, um ihn dann als gleichstarken Gegner zu demontieren. Dies gelingt am besten da, wo die Abwesenheit alles Politischen behauptet wird, am wirkungsvollsten in Alltagskultur, U-Industrie, Film, Werbung, Sit-Comedy. Die Sinnangebote, die in einer ja nicht nur durch soziale Lagen ausdifferenzierten Gesellschaft an Frauen herangetragen werden, als »schnellebige Blasen« abzutun, als seichte nebensächliche Angelegenheiten, die empirisch auszuwerten gleichzeitig auf »mangelnde sozialwissenschaftliche Kenntnisse« schließen läßt, paßt nicht nur Rutschky hervorragend ins Programm, sondern auch gut ins KONKRET-Weltbild. Dabei ist aber genau dies der Schwerpunkt der empirischen Untersuchung Susan Faludis, die man mehr als Propaganda-Studie, als ökonomische Bestandsaufnahme und weniger als feministisch-theoretisches Full-Time-Programm oder gar als Beitrag zur politisch-strukturellen Ursachenforschung lesen sollte.

Eine Kritik an Faludis detailakribischen Mammutwerk läßt sich von einem antikapitalistischen Standpunkt aus so schnell wie billig formulieren: In reduktionistischer Middle-Class-Manier erscheinen ihr alle gesellschaftlichen Konkurrenzkämpfe nur als Versuche der Männer, sich aus der »grauen Masse heraus« über die Frauen zu erheben. Die kapitalistische Notwendigkeit, eine Unterscheidung bestimmter »Menschengruppen« zu forcieren und zu stabilisieren, fällt dabei ebenso unter den Tisch wie eine strukturelle Einbettung des Backlashs in ökonomische Krisen. Auch die Verschiebung offensiver Überlegenheits-Ideologeme hin zu einer Beschreibung der Frau als dem »spezifisch Anderen« wird nicht mitgedacht. Feminismus heißt für Faludi in Abwandlung eines Sister Sledge-Songs ganz schnörkellos: »We’re all american women, and we don`t have to love the life that we lead.« Also: Fight for your right, für Gleichheit innerhalb der kapitalistischen Ungleichheit.

In Rutschkys verengtem Blickfeld bedeutet das: Baumwollunterwäsche-Feminismus. Wie alles, was nach den 70er Jahren riecht: Herrschafts-Kritik, Forderung nach Repräsentation, Kampf gegen Pornographie, Opferhaltung. Dazu gibt es nur ein einziges Gegenmodell: Seide und Leistung. Reflektierte und differenzierte Positionen, die sich auch hierzulande herausgebildet haben oder qua Theorieimport noch herausbilden könnten, werden so schon mal vorsorglich gegengeimpft.

Vom feministischen Kampf spricht Rutschky stets so, als müßte sie belegen, daß Frauen eben doch nur die guten alten patenten Helferinnen in der Not sind. Sie machen so »gerechte Sachen«, versuchen mit »moralischen Kampagnen« so überaus »beherzt das Gute zu erzwingen« und »die Kräfte des Bösen« zu besiegen. So was kommt natürlich immer an, so ein bißchen Diskreditierung mit Hilfe pfäffischer Frauenattribute. Von da aus ist es dann auch nicht mehr schwer, gleich

den gesamten Backlash als »Konstruktion« auszugeben, mit der sich »feministische Hardliner aus der Wirklichkeit einer Gesellschaft heraushalten, in der zu jeder Meinung eine Gegenmeinung vorhanden ist«.

Der Begriff »Konstruktion«, der in der US-feministischen Konstruktivismus-Debatte, grob gesagt, die Konstruiertheit von »Geschlecht« und »Geschlechtsidentität« bezeichnet und das Insistieren auf Kohärenz und Einheit der Kategorie »Frau« ablehnt (gerade weil diese Kategorie, um es mit der Theoretikerin Judith Butler zu sagen, »die Vielfalt der kulturellen und gesellschaftlichen Überschneidungen ausblendet, in denen die mannigfaltig konkreten Reihen von ›Frauen‹ konstruiert werden«), wird von Rutschky ganz im Sinne des Backlashs mit neuer Bedeutung aufgeladen. Nicht mehr die »Frau« ist ein Konstrukt, sondern die gesellschaftlichen Kräfte, die dieses u.a. per medialer Bildproduktion immer wieder neu stabilisieren, sind eine von sektiererischen Feministinnen geschaffene Erfindung. Voilà: eine Verschwörungstheorie. Dabei betont Faludi ausdrücklich: »Der Backlash ist kein Komplott, bei dem irgendeine Befehlszentrale Agenten losschickt,und wer seinen Zwecken dient, ist sich dessen oft nicht bewußt. Er funktioniert größtenteils verschlüsselt und verinnerlicht, diffus und chamäleonhaft, die militanten Abtreibungsgegner und die Neue Rechte stellen da nur die Spitze des Eisberges dar.«

Man braucht schon eine griffige Hilfsformel, um derart komplexe Zusammenhänge dem Mainstream-Diskurs schmackhaft zu machen. Daß die unumstößlichen Fakten, die vom Begriff Backlash zusammengehalten werden, nur Fiktion seien, stützt Rutschky auf die Annahme einer freefloating Meinungsvielfalt. Dabei geht es bei Faludi aber natürlich nicht um »Gegenmeinung«, sondern um Kampf gegen die Hegemonie einer Definitionsmacht, die Frauen, natürlich auch als Kollaborateure, nach wie vor auf ihre Plätze verweist. Rutschkys schmucker Common sense-Einwurf, Frauen seien doch selbst Teil der Pluralität, baut ganz geschickt auf einer rein symptomatischen Wahrnehmung der Frau als von der Gesellschaft nicht ausgegrenzter auf, verleugnet aber die strukturelle Unterordnung innerhalb dieses Einschlusses. »Der Backlash suggerierte den Frauen, daß ihre realen Benachteiligungen nur Hirngespinste in ihrem Kopf seien, daß sie nicht mehr in Konflikt mit Gesellschaft und Kultur stünden, sondern nur noch mit sich selbst« (Faludi).

Die brutaleren Konsequenzen, die dieses Grundessential der bürgerlichen Gesellschaft für Frauen mit sich bringt, hat die britische Journalistin Julie Burchill bewußt vergröbernd so beschrieben: »Männer entwerfen neue Konzepte der Welt, um ihre Unzulänglichkeiten zu vertuschen. Frauen werden dazu angehalten, sich selbst neu zu entwerfen. Das ist der Unterschied zwischen Selbstverteidigung und Selbstmord.«

Susan Faludi hat mit ihrer Studie die eher unsichtbaren Strategien, derer sich die patriarchalischen gesellschaftlichen und medialen Institutionen bedienten, um sicherzustellen, daß auch dem 80er-Jahre-Amerika geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und »weibliche Werte« nicht verlorengehen, auf der Basis unumstößlicher Fakten so sichtbar gemacht, daß ihre Arbeit wie ein Beweisstück, eine empirische Waffe funktionieren konnte, vergleichbar dem Anita Hill/Clarence Thomas-Prozeß. Und ganz im liberalen amerikanischen Glauben an die normative Kraft der Tatsachenfeststellung, versucht sie, den Sieg der Wahrheit auf der Basis einer Gegenrecherche voranzutreiben. Es ist schon ziemlich erbärmlich, einem dokumentarischen Beweisstück »langweiligen Reportagestil« vorzuwerfen. Das ist etwa so, als würde man beim Rodney-King-Video den Groove vermissen.

Man kann dieses Buch eben nicht wie einen weiteren feuilletonistischen Beitrag verhandeln, noch dazu mit dem Hinweis, es sei irgendwie »so unpolitisch«. Man übersieht dabei seinen hohen Gebrauchswert für Leute, die ja bereits a) politische und theoretische Konzepte haben oder b) dazu angehalten werden, sich welche zuzulegen. (In dem Sinne, in dem die »Politically-Correct«-Bewegung die moralische Umsetzung eines radikalen »Multiculturalism« à la USA war, könnte Faludis Buch als dokumentarische Umsetzung des universitären Dekonstruktivismus verstanden werden.) Es ist natürlich das Gegenteil von »unpolitisch«, den anonymisierten Bild-Produktionen der Mainstream-Kultur ihren politischen Gehalt zurückzugeben, den Mainstream unter Ideologie-Verdacht zu stellen – und das an der Spitze der Bestseller-Listen.

Daß er sich davon dann doch wieder nur das Rückenmark hat stärken lassen, zeigt die Funktionalisierung des Komplexes »Frauen und Minoritäten-Rechte« in Clintons »Change«-Programm als Antwort auf die sich verschlechternden Lebensbedingungen. Und ganz unmittelbar belegt das auch ein Gruß aus Hollywood: Im neuen Demi Moore/Robert Redford-Film »Ein unmoralisches Angebot« gibt es eine Szene, wo, wie gehabt, eine von ihrer Konkurrentin ausgestochene, als ziemlich trübselig deklarierte »Karrierefrau« angeschlagen auf ihrem Schreibtischstuhl hängt und sich fingernägellackierend mit der Lektüre von, na was wohl, Susan Faludis Backlash-Klassiker tröstet.

Kerstin Grether arbeitet als Autorin für die Musikzeitschrift »Spex« und lebt in Köln

Konkret 08/93, S. 52

Klaus Bittermann

ex libris

Chaika Grossmann: Die Untergrundarmee – Der jüdische Widerstand in Bialystok – Ein autobiographischer Bericht. Aus dem Amerikanischen und mit einem Vorwort von Ingrid Strobl. Fischer 1993, 554 Seiten, 19,80 Mark

Bialystok, ein Industrie- und Handelszentrum im östlichen Polen mit ca. 120.000 Einwohnern, davon über die Hälfte Juden, wurde am 15. September 1939 von der deutschen Wehrmacht besetzt und im Zuge der Aufteilung Polens bereits eine Woche später der Sowjetunion übergeben. Am 27. Juni 1941 wurde Bialystok zum zweiten Mal von den Deutschen eingenommen. Noch am gleichen Tag wütete unter dem Schutz der Wehrmacht die Waffen-SS in der Stadt, steckte Synagogen und Häuser in Brand, erschoß und verbrannte zweitausend Juden. Zwei Wochen dauerte der Terror. Am 1. August wurden ca. 50.000 Juden in ein mit Stacheldraht abgesperrtes Ghetto eingewiesen, das unmittelbar an kriegswichtige Industrieanlagen grenzte, in welchen sie arbeiteten.

Dennoch war das Bialystoker Ghetto anders als andere Ghettos. »Es war vergleichsweise ruhig und komfortabel. Es verfügte über viele Straßen, das Gedränge war nicht lebensgefährlich, der Schmutz nicht überwältigend und man fühlte sich freier als in jedem anderen Ghetto«, schreibt Chaika Grossmann und benennt damit einen wesentlichen Grund, weshalb sich in ihrer Heimatstadt eine organisierte und bewaffnete Widerstandsbewegung herausbilden konnte, die sich zielstrebig auf den Tag der Liquidierung des Ghettos vorbereitete. Hier war die Ghettogrenze durchlässiger und, was am wichtigsten war, der Judenrat unterstützte und tolerierte die Aktivitäten der linkszionistischen Hashomer Hatzair und der Kommunisten bis zu einem gewissen Grad. Dennoch gab sich auch der Judenratsvorsitzende Barasz der Illusion hin, zumindest die »guten und fleißigen Juden« retten zu können, schließlich galten sie in der Logik des Krieges für unentbehrlich.

Immer wieder kommt Chaika Grossmann auf die Rolle des Judenrats zu sprechen und sie hat damit in ihren bereits 1949 festgehaltenen Erinnerungen eine später zum Teil heftig geführte Kontroverse vorweggenommen. Aus der Sicht der Hashomer Hatzair war der Judenrat schädlich, da er objektiv den Deutschen diente, auch wenn er die Aufständischen vor Verhaftungen schützte, ihnen Zugang zu den für die Reparatur alter Waffen notwendigen Präzisionswerkzeugen verschaffte und ihnen lebenswichtige Informationen übermittelte.

Chaika Grossmann hielt als Kurier den Kontakt zwischen den verschiedenen Ghettos aufrecht, »schlüpfte aus dem Stacheldraht des einen Ghettos durch den des nächsten«, was sie nur aufgrund ihres »arischen« Aussehens und ihrer polnischen und deutschen Sprachkenntnisse tun konnte. Unzählige Male war es nur einem Zufall oder ihrer Geistesgegenwart zu verdanken, daß sie nicht verhaftet und erschossen wurde, daß sie nicht den polnischen »Schmalkowniks« in die Hände fiel, die Jagd auf die Juden machten, um sie zu erpressen. Sie mußte die Anzüglichkeiten der deutschen Herrenmenschen mit einem Lächeln erwidern und die Polen in ihren antisemitischen Äußerungen übertreffen, wollte sie auf der arischen Seite der Stadt überleben.

Im August 1943 wurde Odilo Globocnik mit der Liquidierung des Ghettos beauftragt. Einige hundert Kämpfer, unzulänglich bewaffnet mit säuregefüllten Glühbirnen, Granaten, Pistolen, hundert Gewehren und einem alten Maschinengewehr, eröffneten das Feuer. Bereits nach dem ersten Tag war der organisierte Widerstand zusammengebrochen. Grossmann entkam dem Inferno wie durch ein Wunder. Eine Woche lang wehrten sich noch versprengte Untergrundgruppen, bevor auch sie aufgerieben wurden. Am 19. August entdeckte die SS den zentralen Bunker. Bis auf einen wurden alle 72 Kämpfer erschossen.

Zwanzig Jahre war Chaika Grossmann alt, als sie damit begann, die Fäden zwischen den Untergrundgruppen zu knüpfen und sich hinter den feindlichen Linien zu bewegen. Sie schrieb ihren Bericht, um nichts von dem, was sie erlebte, in Vergessenheit geraten zu lassen. Trotz der in Deutschland vermeintlich so intensiv betriebenen »Erinnerungsarbeit« mußten 44 Jahre vergehen, bis das Buch auf deutsch erscheinen konnte, etwa so lange wie die wahrscheinliche Lebenszeit der an den Greueln in Bialystok Beteiligten.

Konkret 08/93, S. 53

Günther Jacob

ex libris

Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen. Junius 1993, 592 Seiten, 58 Mark

Noch ein Buch gegen »Vorurteile«? Seit einigen Jahren schon sieht man sich mit einer ganzen Reihe von stereotypen Veröffentlichungen konfrontiert, die wacker jedem Vorurteil gegenüber »ausländischen Mitbürgern« widerstehen und dem Sarotti-Mohr ganz entschieden den Kampf ansagen. Ob in *Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan* (Schütt, 1981) oder in *Menschenfresser – Negerküsse* (Lorbeer/Wild, 1991) – in der Regel werden, durch Popularisierung der gängigen wissenschaftlichen Literatur über das europäische Afrikabild vom Mittelalter bis zur Aufklärung, begriffslos »Beispiele« von fremdenfeindlichen »Klischees« aneinander gereiht und überdies moderne Phänomene wie die faszinierte Rezeption von »Black Music« durch popkulturelle Jugendszenen gänzlich ausgespart. Der ideologische Bezugshorizont solcher Bücher ist meistens die »multikulturelle Gesellschaft« und ihr Paradigma ist der »Abbau von Vorurteilen«. Indem sie für Verständnis gegenüber »Andersartigen« plädieren, machen sie Rassismus zu einer Frage von Charakter und Moral; indem sie den abstrakten »Fremden« zu ihrem Freund erklären, fixieren sie sich und andere in kollektiven Identitäten.

Peter Martins Buch unterscheidet sich wohltuend von solchen Ansätzen. Dadurch, daß er den Wandel der »Bilder« untersucht, die sich Deutsche seit etwa 750 Jahren von »den Schwarzen« machen, trägt er zum Verständnis des Phänomens eines »Rassismus ohne Rassen« bei: Zwischen 1235, als der Staufenkaiser Friedrich II. mit Kamelen, Leoparden und einer dunkelhäutigen Leibgarde durch Magdeburg zog, und 1890, als der Afrikaner Wilhelm Sambo Kapellmeister beim 1. Ostpreußischen Grenadierregiment wurde, lebten lediglich ein paar tausend Individuen afrikanischer Herkunft im deutschen Sprachenraum. Obwohl die große Mehrheit der Bevölkerung in dieser Zeit »Schwarzen« als sozialen Personen nie begegnete, existierte bereits ein mythologisches Bild von ihnen, als man mit »Afrika« noch einen fernen und märchenhaften Teil des »Morgenlandes« umschrieb, den noch kein Mitteleuropäer gesehen hatte. Begegnungen mit muslimischen nubischen Kriegern, die an der Seite der Araber Spanien eroberten, rätselhafte Andeutungen in der Bibel sowie eine traditionelle Symbolik, in der Schwarz für Finsternis und Gefahr und nicht zuletzt für den Teufel stand, prägten die ersten Vorstellungen von den am »Rande der Welt« lebenden dunkelhäutigen Menschen. Zugleich wurden die »Mohren« als Repräsentanten der beneideten »orientalischen Kultur« aufgefaßt: Seit dem 14. Jahrhundert galt es in deutschen Adelskreisen als dekorativer Ausweis einer verfeinerten Kultur und eines über die eigene Provinz hinausreichenden Machtanspruches, »Mohren« als Dienstpersonal oder Militärmusiker einzusetzen. Deren soziale Lage blieb merkwürdig ambivalent: Obwohl meistens Sklaven, lebten sie oft so privilegiert, daß sie der Bauernbevölkerung als Sinnbild der aristokratischen Auspressungspolitik galten. Als jedoch Mitte des 17. Jahrhunderts immer mehr Sklaven direkt von der westafrikanischen Küste nach Europa verschifft wurden, wandelte sich ihr Image, mehr bei den Bürgern als beim Adel, vom »kultivierten Mohr« zum »Wilden«. Doch erst der naturwissenschaftlich begründete und von Nützlichkeitskriterien geleitete Klassifizierungswahn des Bürgertums beschleunigte diesen Statusverfall der einstmals respektierten »Exoten« zu verachteten »Untermenschen«. Gegen den Widerstand der Kirche machte man sich daran, wirkliche oder erfundene Unterschiede zwischen den Menschen nach biologischen und zoologischen Kriterien zu »Rassenmerkmalen« zu verdichten und diese dann am Maßstab des griechisch-klassischen Schönheitsideals zu bewerten. Neben schottischen Hochlandbauern und Lappländern fielen die Afrikaner durch dieses Raster. Als Objekte wissenschaftlicher Experimente wurden die Körper toter Afrikaner seziert und sogar ausgestopft, andere Forscher schickten die »Primitiven« in Ausbildungseinrichtungen, um die Richtigkeit des aufklärerischen Ideals von der prinzipiellen Erziehbarkeit zu beweisen.

Schwarze Teufel, edle Mohren ist ein gut lesbares wissenschaftliches Buch, dessen Fußnoten und Quellenverweise fast so viel Platz beanspruchen wie der Text. Auch wenn Martin keinen ausdrücklichen Bezug zum heutigen Stand der Rassismustheorie herstellt und gelegentlich begrifflich ungenau ist – er spricht mehrfach distanzlos von »Rassen« und »Mischlingen« – so schützt ihn seine niemals langweilende Detailgenauigkeit doch davor, schlechte Abstraktionen über die Empirie zu stellen.

Konkret 08/93, S. 53

Jost Müller

ex libris

Stefan Breuer: Anatomie der Konservativen Revolution Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1993, 232 Seiten, 39,80 Mark

Ist »Konservative Revolution« mehr als ein Reklamewort, mit dem für Abonnements der edelfaschistischen »Jungen Freiheit«geworben wird? Wollte man den zahlreichen Handbüchern, Monographien und Aufsätzen zur politischen Ideengeschichte Glauben schenken, so meint »Konservative Revolution« eine eigenständige politische Tradition, die in der Weimarer Rechten ihren Ausgang nahm. Das Oxymoron mag als poetisches Bild oder als rhetorische Figur, wie Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal es in den zwanziger Jahren verwendet haben, und als synthetisierende Metapher wirkungsvoll sein, als wissenschaftlicher Begriff aber ist es ein Bluff.

Stefan Breuer gehört zu den wenigen, die sich nicht haben düpieren lassen. Seine *Anatomie der Konservativen Revolution* meint in erster Linie Zergliederung. Vor allem anhand einer detaillierten Analyse von Schlüsselbegriffen wie »Nation«, »Volk«, »Reich«, »Sozialismus« kann er deutlich machen, daß die als konservative Revolutionäre ausgegebene Autorengruppe (Moeller van den Bruck, Oswald Spengler, Carl Schmitt, Hans Freyer, Ernst Jünger, Hans Zehrer, Ernst Niekisch und Edgar Julius Jung) über kein konsistentes theoretisches Instrumentarium verfügte. Sein Befund ist eindeutig: »Ein Kernbestand politischer, sozialer oder wirtschaftlicher Überzeugungen, der nur den Autoren der Konservativen Revolution eigen wäre und sie von anderen Richtungen unterschiede, ist nicht auszumachen.« Die »immanente Analyse« ist allerdings nur der erste Schritt zur anvisierten Dekonstruktion der »Konservativen Revolution«.

Die Grenze der Analyse wird offenkundig, wenn Breuer die »Affinitäten« zu anderen politischen Richtungen aufzeigen will, zum deutschnationalen Lager, zum italienischen Faschismus, zu den Präsidialdiktaturen von Brüning, Papen und Schleicher, zu den Nazis. Um hier Korrespondenzen aufzudecken, hätte er Dokumente und andere Texte dieser Gruppierungen heranziehen müssen. Statt dessen verheddert sich seine Analyse in den rhetorischen Fangnetzen, die die rechten Intellektuellen in den zwanziger und dreißiger Jahren nach allen Seiten ausgeworfen haben.

Hervorstechendes Beispiel ist der Abschnitt »Oszillation nach links«: Hier entdeckt Breuer einen »sozialrevolutionären Nationalismus« der Rechten, wo er zuvor noch »Begriffsverwirrung« diagnostizierte. Die Dekonstruktion hätte von dieser Diagnose aus weitergeführt werden können, um die ideologische Brandstifterei erkennbar zu machen, welche die Faschisierung der Gesellschaft am Ende der Weimarer Republik begleitet hat. Breuer aber hat es vorgezogen, den zwischen Konservativismus, Faschismus und Militärdiktatur hin und her gerissenen Autoren das Etikett eines neuen, nämlich sozial inklusiven und charismatischen Nationalismus anzuheften und sich in der Spekulation zu ergehen, daß mit ihm »dem europäischen Judentum die Hölle des Holocaust und der übrigen Welt die des Zweiten Weltkrieges erspart geblieben wäre«. Aus der Dekonstruktion ist eine Rekonstruktion geworden. Um diesen Spekulationen den Weg zu bahnen, ist die »Konservative Revolution« als eigenständige ideengeschichtliche Traditionslinie bereits Ende der vierziger Jahre vom Ziehvater der Neuen Rechten, Armin Mohler, lanciert worden.

Für Breuer sind solche Wiederbelebungsversuche von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die Webersche Modernisierungstheorie, die er sich als Bezugsrahmen gewählt hat, verstellt ihm den Blick auf die gegenwärtigen Verwirrungen, wie sie nicht nur an den Blättern der sogenannten Neuen Rechten zu beobachten ist. Dort findet sich das »Grundmuster des neuen Nationalismus« □ »die antiwestliche Rhetorik, die sich nahtlos mit dem der Begeisterung für die modernste Waffentechnik verbindet; die xenophobe und chauvinistische Exaltiertheit; die Neigung zu paranoiden Konstruktionen, die allenthalben satanische Mächte am Werk sehen; der verbohrte Partikularismus, der zugleich eine weltgeschichtliche Sendung der eigenen Kultur postuliert«. Die »Erben des neuen Nationalismus« vermutet Breuer »in Teheran und Bagdad, in den Hauptstädten Schwarzafrikas und Südostasiens« und in Osteuropa, wo die »slawophile Missionsidee ihr Rinascimento« erlebe □ nur eben nicht in Deutschland. Man fragt sich unwillkürlich, wo dieser Autor die letzten drei Jahre verbracht haben mag. Doch wenn er im letzten Absatz den Zeigefinger erhebt: »Der Westen ist bedroht, und er tut gut daran, diese Bedrohung ernst zu nehmen«, und sich obendrein fragt, ob der deutsche Nationalismus »nicht auch als Stachel aufgefaßt werden« könnte, der die westliche Zivilisation »zur Selbstreflexion und Selbstkritik veranlaßt«, dann ist klar: Breuer war und ist daheim.

Konkret 08/93, S. 54

Karl Anton & Vororth

ex libris

Dorothea Dieckmann: Unter Müttern. Eine Schmähschrift. Rowohlt Berlin 1993, 150 Seiten, 24 Mark

Ja, damals. Nachdem sie den ganzen Tag gewaschen und gekocht, gebohnert und geplättet, gewischt und gewienert hatte, nachdem alle Nasen geputzt, alle Knie verpflastert und alle Zähren getrocknet waren, nachdem das einfache Nachtmahl verzehrt, das Abendgebet gesprochen und ein letzter liebevoller Blick über die schlummernden Kleinen geworfen worden war, saß des Abends im milden Schimmer der Wohnzimmerlampe, die Stopfei-gefüllte Socke im Schoß, mit den Gedanken schon bei der Kartoffelsuppe vom nächsten Tag, zum Umfallen müde und doch immer noch erfüllt von liebender Sorge: die Mutter. Schutzengel, Ernährerin, Mittelpunkt der Familie. Papa hatte das Sagen. Mutti sagte ihm, was er zu sagen hatte. Mutti war die Allerbeste.

Lang ist das her, eine Idylle aus grauer und brauner Vorzeit. Ach was, sagt Dorothea Dieckmann, Autorin aus Hamburg. So viel anders ist das heute nicht. Nur verkrampfter. Nur verlogener.

In der Küche mit den Kiefernmöbeln holt Mutti im bequemen, erdfarbenen Sackkleid gerade den Gemüseauflauf aus dem Ofen. Duftet wieder mal toll, duftet immer toll. Möhren aus dem eigenen Garten, Schafskäse vom Öko-Markt. Vormittags hat Mutti noch schnell den Pullover für Sven-Oliver fertiggestrickt. Reine Wolle. An Sven-Oliver läßt Mutti nur Reines und Gesundes. Alles, was »schädliche Einflüsse« heißt, hält sie von ihm fern: Cäsium und Cadmium. Junk-food. Chewing-gum. Disney-Comics. Mädchen ohne Zahnspange. Dinge, die Mutti einen Schauer über den Rücken jagen. Mutti will für Sven-Oliver nur das Beste. Mutti ist die Beste. Und Mutti sorgt dafür, daß Sven-Oliver und Papa das keinen Augenblick vergessen.

Dorothea Dieckmann ist Mutter. Ihre Erfahrungen mit anderen Müttern waren so, daß daraus nur ein Klagelied oder eine Schmähschrift hervorgehen konnten.

Unter Müttern ist eine Vergeltungsmaßnahme. Sie richtet sich gegen die »Mittelstandsmutti«, die zeitgemäße, pflegeleichtere Ausgabe der klassisch-alternativen Vollwertmutter. »Organisationsstark, körper- und gesundheitsorientiert, kulturarm« sei sie, die Mittelstandsmutti – Eigenschaften, die sich als unabdingbar herausgestellt haben für das Überleben auf der schnuckeligen Familieninsel, auf der Mutti nach den Irrungen und Wirrungen ihrer Berufstätigkeit schließlich gelandet ist. Sie liegt etwas abseits von den Stürmen des öffentlichen Lebens und gehört zu dem Land, in dem Milch vom Ökobauern und Honig aus heimischer Produktion fließen, wo es häufig ans selbst Eingemachte geht und die Devise »Recycling« Maßstab allen Handelns ist.

Die Bewohnergemeinde ist schon komplett: Es hat einen Freizeitpapi, »binnenfamiliäre Null«, der das Geld heranschafft (und von der Autorin quasi im Vorübergehen auch gleich die notwendigen Ohrfeigen abbekommt), es gibt, in ein- oder mehrfacher Ausfertigung, das »Rohprodukt Kind«, das in »häuslicher Mittelhitze und gefühlsmäßigem Dauerknetprogramm« seiner Vollendung zugeführt wird, und da ist schließlich Mutti, vor und über allem, kompromißlos sich selbstausbeutend, ein bißchen sadistisch, ein bißchen masochistisch, ihre Macht mittels einer ausgeklügelten Gefühlsmaschinerie souverän handhabend.

Freiheiten und Zwänge öffentlicher Rollen liegen hinter ihr, mit Himmel und Hölle hat es ein Ende – »erinner' mich nicht daran!« Nun endlich lebt sie inmitten selbstbestimmer Lebenszusammenhänge und hat reichlich zu tun: Die leibliche Versorgung ist sicherzustellen, je schweißtreibender, desto besser, Papa braucht seine Streicheleinheiten, vor allem aber ist die Generation, von der bekanntlich die Erde nur geborgt wurde, zu erziehen und zu belehren: daß Streit als kritisch-konstruktive Auseinandersetzung stattzufinden habe, daß den Gurkeneintopf zu verschmähen einen Affront gegen die Hungernden dieser Welt darstelle und daß man, wenn Krieg sei, nicht hingehen solle.

Mutti weiß um ihre Verantwor-tung: Über die Zukunft des Universums entscheidet sie, hier und heute im Kinderzimmer.

So wohlgeordnet diese Idylle auch ist, als so störanfällig erweist sie sich. Eisern muß sie deshalb geschützt werden gegen alles, was den Funken der Unruhe oder den Bazillus des Aufruhrs hereintragen könnte: Umweltgifte, Luxus, erotische Anwandlungen, Unzuverlässigkeit, spontane Einfälle, sexuelle Signale. Am Eingang zum familiären Garten Eden wacht nimmermüde mit dem Flammenschwert des »Das kann ich nicht ab«: Erzengel Mutti.

Von hier, dem Inner circle des Muttidaseins, begibt sich Dorothea Dieckmann, immer ein umfangreiches Bündel eigener Erfahrungen im Gepäck, hinaus in den Vorhof, den muttiöffentlichen Raum gewissermaßen: »Die Welt der Mitmütter«. Hier gelten besondere Regeln – »Eigeninitiative, Gemeinsamkeit, Selbstversorgung« – , deren Einhaltung von der »Mitmuttimafia« lückenlos überwacht wird.

Wehe, wer sich vor dem Mischen des Nudelsalates drückt! Wehe, wer versucht, sich den gegenseitigen Bewunderungsorgien für das Selbstgestrickte, -gezogene, -gebackene zu verweigern! Wehe, wer glaubt, bei den

regelmäßigen Still-, Krabbel-, Stuhlgang-, Lauf- und Sprechbesprechungen der »Mitmuttifahndung« die Auskunft verweigern zu dürfen! Hieße das doch nicht weniger, als dieser die Kompetenz abzusprechen, über Einfühlungsvermögen, Aufopferungsbereitschaft und Mutti-Begabung der Kandidatin zu befinden. Sanktionen sind ihr gewiß, abgestuft vom mild-tadelnden Kopfschütteln über den Entzug von Entlastungsangeboten bis hin zum kalten Ausschluß.

Wehe aber vor allem den Halb- und Rabenmüttern, die in die beschauliche Welt von Tofu-Schnitzeln und Eurhythmiestunden einzubrechen wagen mit Designerklamotten und beruflichem Termindruck, mit hastig gerauchten Zigaretten oder Berichten von Liebhabern gar, und die eine Ahnung mit hineinbringen, daß es jenseits der Wickelkommode noch ein anderes, womöglich *das* Leben gibt. Sie fallen rascher Ächtung anheim. Für Paradiesvögel ist kein Platz im Kreis der Glucken.

Viele werden mit diesem Buch ihre liebe Not haben. Im Familienministerium wird man verlegen schweigen und eine Arbeitsgruppe einrichten. Rezensenten tun sich schwer, weil die Autorin fast alle Bilder und treffenden Vergleiche abgeräumt, kein Wortspiel und keinen klugen Gedanken zum Thema ausgelassen hat. In welchen Worten nun das Werk noch preisen?

Unter Müttern schließlich wird man es nicht sehr mögen – aber lesen. Heimlich, betroffen und irgendwie traurig, du. »Geht es euch nicht auch so?«

Konkret 08/93, S. 54

Georg Bollenbeck

ex libris

Heinz Thoma: Rasante Zeiten. Tagebuch der einen Welt. Argument 1993,80 Seiten, 18 Mark

Oh je, ein Tagebuch. Und dann noch von einem Literaturwissenschaftler, einem deutschen Professor für Romanistik. Was hat der schon mitzuteilen? Aber bereits ein erstes Durchlesen zeigt: keine Selbstbeobachtungen oder gar Selbstanalysen, auch keine privaten Querelen im Reihenhaus, kein Ärger mit wechselnden Therapeuten. Auch bleibt das Berufsleben ausgespart. Von einzelnen Forschungsvorhaben oder vom Intrigenschauplatz Universität ist nichts zu lesen.

Wer ein Tagebuch erwartet, das lebensgeschichtliche Details präsentiert, der wird enttäuscht. Der Titel enthält ein Programm: Das »Tagebuch der einen Welt« will politische und kulturelle Wandlungen festhalten, will eine beschleunigte Zeit durch Kurznotizen, Stimmungen, Skizzen einfangen. Der Zeitraum von April 1991 bis August 1992 scheint eher zufällig. Er ist weder durch lebensgeschichtliche noch durch ereignisgeschichtliche Eckdaten festgelegt. Und doch markiert dieses eine Jahr eine wesentliche Etappe innerhalb der Herausbildung der einen Welt.

Das Tagebuch bezieht sich auf die großen politischen Ereignisse, den Sieg des Westens im Kalten Krieg und die befürchtete »Pax americana«, den Putsch in der Sowjetunion und die Expansion des Kapitals in neue Räume. Im Windschatten der großen sind auch kleinere Ereignisse bedeutsam, die Änderung von Straßennamen, der Abriß von Marx- oder Lenindenkmälern, die Kolonialisierung der Wissenschaft in den neuen Bundesländern. Zur Beruhigung: Hier schreibt kein verhinderter Leitartikler. Ausgangspunkt sind für Thoma konkrete Details: ein Fernsehauftritt Bushs, das Gespräch mit einem Bundeswehrmajor im Intercity, die Hoffnungen eines Kollegen auf den Rückerhalt seines Schlosses in der Nähe von Dresden. Thoma bleibt auch seinem Alltag verpflichtet, der Wohnungssuche, dem Gespräch im Freundeskreis, den Reisen und Kongressen. Seine Wahrnehmungen beschränken sich nicht auf »Erfahrungen erster Hand« – das wäre denn wohl auch zu wenig. Er kommentiert intellektuelle Trends, Lesefrüchte, Theater- und Fernsehabende.

Nicht allein das »Was« ist entscheidend, sondern auch das »Wie«. Der Tagebuchschreiber ist ein kalkulierender Schreiber. Die einzelnen Eintragungen zeugen von der Unmittelbarkeit der jeweiligen Eindrücke. Und doch wird rasch deutlich, daß wir kein impressionistisches Potpourri serviert bekommen. Thoma schreibt auf, was im Konkreten einen erhellenden Bezug zum Ganzen aufweist, zur politischen, ökonomischen und kulturellen Hegemonie des Kapitalismus nach der Implosion des nun nicht mehr real existierenden Sozialismus. Sein Tagebuch läßt sich auf neue Wirklichkeiten ein, indem es in einzelnen Fakten gesellschaftliche Veränderungen ausmacht. Für deren Betrachtungen hat Thoma sich – im Gegensatz zu vielen seiner Generation – einen an Marx geschulten scharfen Blick bewahrt.

Konkret 08/93, S. 55

Jens Hoffmann

ex libris

David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie. Gekürzte Fassung, Kiepenheuer & Witsch 1993, 421 Seiten, 48,80 Mark

»Um die Roth-Biographie von David Bronsen, die seit Jahren vergriffen ist, einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen,wurde die sehr umfangreiche Erstausgabe von 1974 gekürzt. Bei der vorliegenden Ausgabe handelt es sich um eine von David Bronsens Witwe genehmigte gekürzte Fassung, die den Einwänden der Kritik an der Erstausgabe Rechnung trägt. Gekürzt bzw. gestrichen wurden vor allem Passagen aus Roths Werk, das inzwischen leicht zugänglich ist. Darüber hinaus wurden die Aussagen der von Bronsen befragten Zeugen und die Beschreibungen der historischen Hintergründe auf die für Roths Biographie relevanten Angaben beschränkt.«

Das schreibt die Herausgeberin Katharina Ochse in ihrer »Vorbemerkung« zur gekürzten Fassung von Bronsens Werk.

Stets werden die Untergebenen in den Vordergrund geschubst, wenn den Angehörigen der überraschende Tod des gestern noch so fidelen Großvaters beigebracht werden soll. Im vorliegenden Fall ist es eine Herausgeberin, die dem Publikum mit wohlklingenden Worten die bedauerliche Nachricht überbringt. Und die Untergebene verschanzt sich dabei hinter allerlei scheinbaren Fakten, um die bittere Pille als Honigbonbon präsentieren zu können, nach dem der blöde Leser sich gefälligst die Fingerspitzen zu lecken habe.

Von »Einwänden der Kritik« gegenüber der Erstausgabe ist die Rede. Worin diese Einwände bestehen, wird allerdings nicht näher ausgeführt. Bronsens Witwe wird erwähnt, die selbstverständlich froh ist, daß ihr mit der Neuauflage des Buches wieder ein paar Mark überwiesen werden. Auch an einen größeren Leserkreis habe man von Verlagsseite beim Kürzen der »sehr umfangreichen Erstausgabe von 1974« gedacht. Klar, das Buch soll schließlich »laufen«. Außerdem habe man Zitate aus Roths Werken gekürzt, weil diese ja inzwischen leicht zugänglich seien. Dummerweise beziehen sich die Anmerkungen der gekürzten Fassung auf die kürzlich erschiene sechsbändige Werkausgabe, die all jenen »leicht zugänglich« ist, die mal so nebenbei 498 Mark auf den Tisch legen können. Und schließlich wird auch Frau Relevanz bemüht; so als ob der 1990 verstorbene Bronsen keine präzise Biographie Roths, sondern ein aus allerlei Irrelevantem zusammengeschustertes Durcheinander vorgelegt habe. Es war noch Tinte im Farbband, bitteschön, also ist er eben am Schreibtisch sitzen geblieben, hat noch ein wenig die Finger bewegt und den beliebten Schwank von Adam, Eva und den Gefahren des Obstessens nachgedahlt.

Von wegen Irrelevanz! Roths Leben war es, das Bronsen zu Genauigkeit und Ausführlichkeit bei der Niederschrift der Biographie anhielt. Denn Roth hat sich bis zum Ende am 27. Mai 1939 verzweifelt bemüht, seine Herkunft und Person mit unterschiedlichen, zum Teil widersprüchlichen Geschichten zu verschlüsseln.

Da machte er sich etwa zum Sohneines k.u.k. Munitionsfabrikanten, wäh-rend sein wirklicher Vater, der galizische Getreideeinkäufer Nachum Roth in einemIrrenhaus verendete, oder berichtete der kleinen Tochter seiner Lebensgefährtin Andrea Manga Bell, daß er als Rabe zur Welt gekommen sei, dann aber nach der Vertreibung aus dem elterlichen Nest seine Flügel verlorenhabe.

Bronsen, der während der Arbeit an der Biographie fast 160 Freunde, Bekannte, Trinkkumpanen, Kellner und Kneipenwirte Roths befragte, schreibt in der Einleitung: »Nach zwanzig Interviews bildete ich mir ein, über Roth Bescheid zu wissen; nach dreißig fing ich an zu zweifeln; nach fünfzig war ich nahe daran, zu verzweifeln. Je länger ich die Interviews und Nachforschungen fortsetzte, je mehr wurde mir klar, daß Roth jedem Bekannten den Eindruck zu geben gewußt hatte, gerade er sei sein liebster Freund und verstehe ihn am besten.« Es handelte sich also nicht um die Schrulle eines abgedrehten Germanisten, sondern war in der Sache begründet, daß die Erstausgabe zu einem Wälzer von 713 Seiten geriet.

Bronsen widerstand der Versuchung, Roths Leben auf eine gradlinige Reise von A nach B zu reduzieren. Er hatte glücklicherweise zu viel Respekt vor dem Schriftsteller, um ihn als »Roten Joseph« vorzuführen oder als monarchistisches k.u.k.-Fossil abzuhaken. Statt dessen ließ er die Zeitzeugen ausreden, studierte die Werke und kam auf diesem beschwerlichen, arbeitsintensiven Wege näher an Roth heran: »Roths Sozialismus wie auch sein Monarchismus sind durch dieselbe Grundhaltung moralischer und psychischer Sensibilität gekennzeichnet, obwohl Roths Leben sich nicht gerade synthetisch entwickelte.«

In der »Gekürzten Fassung« fehlen fast dreihundert Seiten der Erstausgabe. Auf wundersame Weise schrumpfte jedes der zwanzig Kapitel um etwa vierzig Prozent. Bei den Weightwatchers bekäme einer dafür die diamantene Hungerspange überreicht. Bronsens Buch konnte man lesen, ohne gleichzeitig mit den gesammelten Werken und Briefen Roths jonglieren zu müssen. Das ist mit dem als Roth-Biographie verkauften Packen Papier nicht mehr möglich. Da mag dieser Packen auch einen schmucken Schutzumschlag haben, in Leinen gebunden sein und ein kupferfarbenes Lesebändchen aufweisen.

Roth soll – »zwecks Notwehr« – immer eine kleine Taschenmesserauswahl in Reichweite gehabt haben. Vielleicht wäre er nach Veröffentlichung der »Gekürzten Fassung« zusammen mit David Bronsen in der Kiepenheuer-Verwaltung aufgetaucht und hätte unangenehme Fragen gestellt.

Konkret 08/93, S. 56

Otto Köhler

»Ein tiefbrauner Herr«

Wie ein alter Nazi mit Hilfe deutscher Gerichte die NS-Geschichtsschreibung zu behindern versucht

Einmal auf das richtige Pferd gesetzt, schon darf man eine bundesrepublikanische Ministerpension verzehren. Vor 70 Jahren marschierte er im Freikorps Oberland mit Hitler auf die Feldherrnhalle und gehörte – vier Tage Haft – zu der übergroßen Zahl der Überlebenden. Vor 60 Jahren wurde er Mitglied der NSDAP, SA-Obersturmführer usw. – und auf diesem Weg ein Jahr später Professor, der sich bald auf einen arisierten Lehrstuhl setzen konnte. Vor 40 Jahren marschierte er als Vertreter der »Ärmsten der Armen« – so nannte sich der Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten* – in den Deutschen Bundestag und wurde – Globke hat geholfen – Minister im Kabinett Adenauer, der ihn bald als einen »tiefbraunen Herrn« kannte. Am 29. April 1960 wurde der Minister wegen »fortgesetzt begangenen Mordes, fortgesetzter Anstiftung zum Mord, fortgesetzter Teilnahme an Verbindungen, die Verbrechen gegen das Leben bezweckten, und wegen fortgesetzt begangener Aufforderung anderer zur Begehung von Verbrechen« zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt. Der Minister wartete noch fünf Tage und trat dann zurück. Nicht wegen des Zuchthauses, sondern wegen der Ministerpension, die er nunmehr mit der am 1. Mai eingetreten Vollendung seines 55. Lebensjahres verzehren durfte.

Das tut der heute 88jährige Bundesminister außer Diensten Professor Dr. Theodor Oberländer seit nunmehr 33 Jahren nicht im Zuchthaus, sondern in seinem Bonner Domizil. Denn sein Urteil war kein Urteil, weil es im falschen deutschen Staat gesprochen wurde. Immerhin, auch im richtigen deutschen Staat, der jetzt den Endsieg davongetragen hat, gab es einmal ein Ermittlungsverfahren. Doch dieses Verfahren wurde 1960 vom Bonner Landgericht eingestellt – »wegen fehlenden Tatverdachts«.

Diese Begründung scheint völlig korrekt zu sein, denn beim Gros des Justizpersonals, das damals noch amtierte, konnte naturgemäß ein Tatverdacht wegen NS-Kriegsverbrechen gar nicht erst entstehen. Und nach der Einstellung des Ermittlungsverfahrens sind offensichtlich die Spuren – auch der Ermittler – gründlich beseitigt worden. Wie der »Spiegel« am 3. Oktober 1983 meldete, wurden die Ermittlungsakten gegen Oberländer als »nicht archivwürdig« vernichtet.

Professor Oberländer, dem vorgeworfen wird, seine Theorie (»Die Eindeutschung der Ostgebiete muß in jedem Falle eine restlose sein«) als Anführer des ukrainischen Kollaborationsbataillons »Nachtigall« mit Massenmord an den Lemberger Juden verwirklicht zu haben, hat seit der umsichtigen Einstellung des Westverfahrens den Titel, unschuldig zu sein. Seither geht er zur Aufbesserung seiner Ministerpension immer mal wieder kassieren. Anfang der siebziger Jahre mußte der ehemalige KZ-Häftling Erhard Karpenstein als Chefredakteur der »tat« 5.000 Mark »Schmerzensgeld« an den Eindeutschungsexperten zahlen, mehr als er selbst als »Wiedergutmachung« für seine KZ-Haft bekommen hatte. Dann war der frühere KZ-Häftling Bernt Engelmann dran. Das Münchner Landgericht sprach dem alten Kämpfer Oberländer erst 10.000 und nach Widerspruch des Schriftstellers immer noch 5.000 Mark »Schmerzensgeld« zu, weil der geschrieben hatte, daß die von Oberländer geführte Einheit »Nachtigall« »zwischen 3.000 und 5.000 Personen ermordete, darunter Frauen, Kinder und Greise«.

Und jetzt sind die Historiker Götz Aly und Susanne Heim an der Reihe. Dem S. Fischer-Verlag, der eine Taschenbuchausgabe ihrer Monographie »Vordenker der Vernichtung« herausgebracht hat, untersagte die 10. Zivilkammer des Landgerichts Bonn am 27. Mai 1993 ohne mündliche Verhandlung per Einstweiliger Verfügung die weitere Verbreitung geschichtlicher Tatsachen im wieder groß gewordenen Deutschland, nämlich diese Sätze: »Eine der ersten deutschen Truppeneinheiten, die in Lwow einfielen, war das von Theodor Oberländer befehligte Bataillon ›Nachtigall‹. Das Bataillon richtete ein Blutbad unter der Bevölkerung an und schürte gemeinsam mit der Sicherheitspolizei Pogrome, ... Mehrere tausend jüdische Menschen fielen diesem Massaker zum Opfer.«

Nicht verboten ist der oben ausgelassene Relativsatz zu den Pogromen. Er lautet: »an denen sich in den folgenden Tagen und Nächten viele Einwohner Lembergs beteiligten«. Das heißt: 1941 hat es keine Pogrome in Lwow gegeben – außer denen, an denen sich viele Einwohner der Stadt beteiligt haben.

Daß die Oberländer entlastenden Aussagen immer sehr einheitlich waren, wußte schon am 30. März 1960 der CDU-Abgeordnete Franz Böhm in einem Brief an seinen stellvertretenden Parteivorsitzenden Heinrich Krone, und er folgerte daraus, »wie geschickt die Regie war, mit der Herr Oberländer beim Zusammentragen seines Entlastungsmaterials zu Werk gegangen ist«. Böhm bemerkte, daß Parteifreund Oberländer – der war nach einer BHE-Wahlniederlage 1955 eilig zur CDU übergetreten – sehr aktiv an seiner eigenen Entlastung mitgewirkt haben muß: »Wenn man die Bekundungen der sehr zahlreichen Entlastungszeugen sorgfältig durchliest,... so läßt sich unschwer erkennen, daß Herr Oberländer in einer fleißigen Korrespondenz mit diesen Entlastungszeugen deren Erinnerungsvermögen aufgefrischt hat.«

Die Staatsanwaltschaft Bonn glaubte 1960 diesen Entlastungszeugen, ohne gründlich zu prüfen, ob es sich hier nicht um Tatbeteiligte handelte. Unglaubwürdig erschienen ihr die Belastungszeugen, weil deren Aussagen nicht so einheitlich

waren. Einer von ihnen, Eliahu Jones, berichtete über die Erschießung zahlreicher Juden durch Ukrainer in feldgrauer deutscher Uniform, wie sie das Bataillon »Nachtigall« trug: »(Am späteren Nachmittag) erschien plötzlich eine Gruppe von vier bis sechs Uniformierten, unter ihnen ein höherer Offizier mit der Offiziersschirmmütze... Der Offizier besichtigte die an der Grube ausgelegten Leichen ... und drehte sich dann zu der Masse der Juden herum und hielt mit aufgeregter Stimme eine kurze Ansprache in deutscher Sprache an uns. Er sagte dem Sinne nach: ›Eine ganze Welt blutet wegen Euch.‹ Unzählige Soldaten müßten ihr Leben lassen, weil das Judentum den Krieg gewollt habe.«

Grundlage der Einstweiligen Verfügung gegen den Fischer-Verlag ist eine – möglicherweise nur einstweilige – Eidesstaatliche Versicherung Oberländers vom 25. Mai 1993, in der behauptet wird: »Ich bin zu keiner Zeit Führer der Einheit Nachtigall gewesen, sondern war bei ihr in meiner Eigenschaft als Ukraine-Referent des Oberkommandos der Wehrmacht (Ausland/Abwehr II) als Berater des Einheitsführers tätig.«

Das aber bedeutet, daß Oberländer mehr war als der militärische Führer der Einheit, er war ihr Politkommissar. Als solcher konnte er – in seinem Sinne sicherlich korrekt – keine Unregelmäßgkeiten feststellen: »Wie in allen anderen Abwehreinheiten war auch bei Nachtigall die Disziplin sehr gut. Ihre ukrainischen Angehörigen bejahten diese Disziplin und begingen zu keiner Zeit eigenmächtige Handlungen. Auf meinen Kontrollgängen in der Stadt Lemberg überwachte ich die Truppe und habe dabei nie völkerrechtswidrige Handlungen festgestellt.« Und da nun mal das Weltjudentum den Krieg begonnen hatte, konnte in Oberländers Augen die vom Zeugen Eliahu Jones beschriebene Disziplinierungsszene nicht völkerrechtswidrig gewesen sein.

Die 10. Zivilkammer des Landgerichts Bonn hat die Eidesstattliche Behauptung Oberländers geschluckt. Sie wird also konsequent Schritte einleiten müssen gegen die gesamte wissenschaftliche Forschung über den Einmarsch der Deutschen in Lemberg – von Alexander Dallins Standardwerk zur deutschen Herrschaft in Rußland bis zu Raul Hilbergs Monumentalwerk über »Die Vernichtung der europäischen Juden«.

* Der BHE war eine der Nachfolgeparteien der 1945 aufgelösten NSDAP – 25 der 34 leitenden BHE-Leute waren Parteigenossen.

Otto Köhler stellt in diesem Heft (S. 24ff.) ein Buch vor, das zeigt, wie die »ordnungsstiftende Macht« Deutschland zwischen 1941 und 1945 in Jugoslawien zu Werke ging

Konkret 08/93, S. 58

Georg Seeßlen

Die Schwäche der Isolation

Eine Regisseurin und vier Regisseure haben einen Episodenfilm zur Lage der Nation gedreht (»Neues Deutschland«). Herausgekommen ist ein moralischer Appell, der sich nicht traut, politisch zu sein

Früher war natürlich alles besser, der deutsche Film sowieso. Damals drehte man *Deutschland im Herbst* zur Lage der Nation, und darin gab es die unerbittliche Selbstentäußerung von Rainer Werner Faßbinder und Alexander Kluges radikale analytische Biografie. 1977, nach Schleyers Ermordung, der Entführung der Lufthansamaschine nach Mogadischu und dem Tod der RAF-Gefangenen in Stammheim herrschte eine Stimmung von Pogrom und Gewalt. Innerhalb kurzer Zeit wurde der Film gedreht, von Rudolf Augstein finanziert und vom Filmverlag der Autoren produziert. Und doch kam er, nach allfälligen Schwierigkeiten, erst ein halbes Jahr später, im Februar 1978, in die Kinos. Das war eine Schlappe.

Nun gibt es wieder ein solches Gemeinschaftswerk, das gar nicht anders kann, als neben dem »Thema« auch Wesen und Wirkung des deutschen Films darzustellen. Es haben sich eine Regisseurin und vier Regisseure zusammengetan, um einen solchen filmischen Bericht zur Lage zu verfassen, bewußt in der Tradition von *Deutschland im Herbst*. Der Vergleich wird uns aufgedrängt und fällt entsprechend leicht unfair aus.

Was zunächst zu spüren ist, das ist zugleich der Gestus und die Macht des Fernsehens. *Deutschland im Herbst* wäre damals von keinem deutschen Fernsehsender ins Programm genommen worden, *Neues Deutschland* ist eine Fernsehproduktion und, etwa im NDR, bereits auch über den Sender gegangen. Die Idee wurde in der Fernsehspielredaktion des Westdeutschen Rundfunks geboren; im November 1992 entwickelte der Redakteur Gebhard Henke das Projekt, und diesmal verging das halbe Jahr wirklich mit der Herstellung. Das wird als ungeheure Schnelligkeit gefeiert.

Die Voraussetzung des Projekts ist einfach, eine Warnung, ein Aufschrei. »Die Republik ist dabei, ihre demokratischen Tugenden einzubüßen und vor dem Terror zu kapitulieren«, heißt es als Fazit. Welche demokratischen Tugenden?

Sehr leichthändig, selbstironisch und doch genau erzählt Dani Levy in seinem Beitrag *Ohne mich* von sich selbst als jüdischem Filmemacher in Deutschland. Larmoyanz und Selbstmitleid wirft ihm die Freundin vor. Seine Welt verengt sich zum desolaten Ambiente eines New Wave-Thrillers; die Angst ist so groß, daß keine Geschichte, keine Zusammenhänge mehr erkannt werden können. Die Frage, ob sie unbegründet ist oder nicht, beginnt zu rotieren, sie macht den Helden komisch und macht uns zugleich erschauern über die Ignoranz ringsumher. Nachts joggt Simon Rosenthal durch die Stadt, als übe er das Davonlaufen; mit der Fernbedienung eilt er durch die Programme und findet nirgendwo Halt; sein Alltag ist die ständige Selbstverleugnung: Dem faschistischen Nebenmieter verschweigt er den jüdischen Namen und tut sich schwer mit der Solidarisierung gegen einen jüdischen Miethai. Die Mutter ruft unentwegt an und fordert ihn auf, das Land zu verlassen, so lange es noch geht. In der U-Bahn von Skinheads angepöbelt, antwortet er auf die Frage, ob er Jude sei, »Nein, ich bin Deutscher«, und als sie ihn »nach Auschwitz bringen« wollen, antwortet er: »Auschwitz war doch ‘ne Lüge.« Die Flucht ist nur noch auf den Mond möglich; von da aus ruft er seiner Mutter zu, daß er endlich in sicherer Entfernung von Deutschland sei.

Philipp Gröning läßt in *Opfer. Zeugen* zwei Magdeburger Punks berichten, die mit Mühe und Glück einem Mordanschlag der Skinheads entkommen sind. Er macht es uns dabei nicht leicht, unterstreicht die stockende Erzählweise, die Retardierungen noch durch einen extremen Schnittrhythmus, und auf den Rolltexten sind die nazistischen Gewalttaten der letzten Zeit zu lesen oder manchmal nicht zu lesen.

Was wir von den Zeugen erfahren, ist das nackte Grauen: man will immer nur noch mehr Gewalt, verlangt nach Arbeitslager und Todesstrafe, entkommt der klammheimlichen Faszination durch den wilden Faschismus nur in Phantasien von einem »ordentlichen« Großfaschismus. Hitler hätte mit den Skinheads schon aufgeräumt.

Maris Pfeiffer schildert in *Ein Ort – ein Selbstmord* die Geschichte eines seit einem Unfall behinderten Mannes in einer deutschen Gemeinde, genau gesagt in Großburgwedel, 10.000 Einwohner, etwa 20 Kilometer nördlich von Hannover, der schließlich am Leben verzweifelt und das faschistische Diktum, so jemanden wie ihn hätte man unter Hitler vergast, selber annimmt und sich umbringt. Auch hier wird nur zu deutlich, daß die militanteren Jugendlichen, die ihn anpöbeln und bespucken, nur die Avantgarde des gesunden Volksempfindens der Mehrheit sind.

Die Gnadenlosigkeit des Ortes kommt eher im Nebenhinein zum Vorschein; auf den bunten Bildern der sozialen Rituale, zu denen allemal heitere Miene gemacht werden muß, in der Ordentlichkeit und Sauberkeit, in der Rede des Lokalpolitikers, der perfekt die Umdeutung von »Betroffenheit« in Propaganda beherrscht. Das ist ein Film auch darüber, wie die Super-8-Kamera zu einer Maschine wird, die für sich und aus sich heraus die Lügen produziert.

Einen fast vergnüglichen Beitrag hat Gerd Kroske mit *Kurzschluß* gedreht. Er verknüpft die Mikrofonausfälle bei Helmut Kohls Rede in Leipzig mit der Geschichte eines kleinen Attentäters, eines Bühnentechnikers der Oper, der in den Katakomben und im altmodischen Gekabele dem dicken verlogenen Mann dort oben den Saft abstellt, während man auf

dem Platz »Rote raus!« skandiert und Plakate schwenkt, auf denen Honecker in Sträflingskleidern zu sehen ist. Dafür, so die Noch-Volkspolizisten, hätte man die friedliche Revolution nicht gemacht. Dafür nicht. Lange dauert es nicht, und die begeisterten »Helmut, Helmut«-Rufe sind verklungen. Jetzt trägt man Plakate, auf denen Kohl Sträflingskleider trägt und hat längst neben ihm die Ausländer als die Ursache allen Übels erkannt. Jetzt ist das Jahr 1993. Unser Held, immerhin, ist wieder frei. Aber wozu?

Bei diesem Film bildet sich nicht nur eine absurde kleine Hoffnung des Widerstands (und zerfällt wieder), sondern auch eine schöne Metapher dieses neuen Deutschland, das sich nur oben ändert, aber in seinen Kellern immer noch das alte bleiben muß. Selbst das gemächliche Tempo der Leute, die nach der Ursache für den Schaden suchen, verweist noch auf die Kräfte der Beharrung. Die Flucht gelingt auch in Frauenkleidern und über das Theater nicht; der dicke Mann da oben ist der bessere Schmierenkomödiant.

Uwe Janson schließlich erzählt in seinem Film *Heilige Kühe* (eine Filmversion des gleichnamigen Theaterstücks von Oliver Czeslik) von einem Dokumentarfilmer, der eine alptraumhafte Zugfahrt mit einem Nazi-Paar macht, das ihn zum Opfer sehr gemeiner Spiele mit faschistischen Schlüsselbildern erkoren hat. Man spielt Krieg, Folter, Volksgerichtshof. Seine Kamera wird in den Dienst ihrer Selbstinszenierung gestellt; am Ende, als man ihn aus dem Zug geworfen hat, zerstört er sie. Das ist, in der Fassung, die ich gesehen habe, das letzte Bild des Films und beschreibt seine eigentliche innere Bewegung: Die Angst vor der Wirklichkeit ist in einer noch größeren Angst davor ausgedrückt, die falschen Bilder von ihr zu produzieren. Und jeder der Filme scheint nicht nur zu wissen, sondern flehentlich dem Zuschauer anzutragen, daß es richtige Bilder eigentlich gar nicht geben kann. Man nimmt diesen Filmemachern einen persönlichen Mut, die harte Arbeit bei der Bestimmung der ästhetischen Methode durchaus ab, aber zur gleichen Zeit erkennt man die Hilflosigkeit dieser cineastischen Gesten, spürt man bis in die Haarspitzen die Grenzen selbst noch des Zorns, selbst noch der Melancholie, vom härteren analytischen und poetischen Zugriff ganz zu schweigen.

Das eigentliche Thema dieses Episodenfilms ist weniger die rechte Gefahr selbst als die bizarre Lähmung, in die man als Reaktion darauf gefallen zu sein scheint. So wie der Filmemacher in *Ohne mich* im Teufelskreis seiner eigenen Angst sich verliert und in *Heilige Kühe* zum unfreiwilligen Mittäter wird, der auf Finten und Machinationen hereinfällt, so beschreiben auch die anderen Filme vor allem die Ohnmacht der Opfer und die Unbeschreiblichkeit des »Wirklichen«, den heillosen Umstand, daß, bevor der Filmemacher an die äußeren Grenzen stoßen kann, er schon an seinen inneren gescheitert ist.

Maris Pfeiffer nennt die Frage, auf die alles hinausläuft: »Was Faschismus ist, wo er beginnt und wie er sich ausdrückt«. Die Suche nach dem neuen Faschismus im Land ist noch ziellos, und die tiefste Beunruhigung, die von dem Film ausgeht, entsteht aus der Erwägung, wie sich feststellen ließe, ob wir nicht sehen können oder nicht sehen wollen, was geschieht. Das Allgemeine im Besonderen auszumachen müssen sich Filme verweigern, die sich nicht zu einem Film gegen Deutschland zusammenfügen wollen (den allerdings sähe ich gerne!), sondern im Gegenteil im Verlust etwas Verlorenes rekonstruieren. Als wäre vorher alles viel besser gewesen, und als wäre das über Nacht ins Land gekommen!

Der Gestus von Anklage und Selbstentäußerung à la *Deutschland im Herbst* ist heute gewiß kaum denkbar, nicht nur, weil die Filmproduktion im Jahr 1993 unter einer perfekten gesellschaftlichen Kontrolle vonstatten geht. Man kann sich nicht mehr erlauben, einen Fehler zu machen. Das kostet die Karriere oder das Leben; man gerät in ein seltsames Splitten. Fast alle Filme sind von relativ heftigen Perspektivwechseln und Stilbrüchen charakterisiert. Aber nicht dialektische Verknüpfung, sondern eine Flucht ins Sowohl-als-auch entsteht da, eine moralische Reaktion, die sich nicht traut, auch eine politische zu sein. In dem Bemühen, es sich nicht einfach zu machen, entstehen Bewußtsein und Flucht. Als wäre die einzige Chance, ganz und gar einzeln zu sein. Aber auch dem ästhetischen und politischen Ich wird gründlich mißtraut; immer scheint sich der Filmemacher ironisieren, zurücknehmen, hinter der »Überlegung« verstecken zu müssen. Diese Haltung kommt schon in der Anlage des Gesamt-Films hervor; die fünf Einzelbeiträge scheinen nichts gemeinsam haben zu wollen, noch bei der Suche nach einer Strategie des Leidens finden sie kein gemeinsames Ziel und keine gemeinsame Sprache. Was einmal die Stärke der Vielfalt war, ist nun die Schwäche der Isolation.

So wird man jeden einzelnen Beitrag heftig gegen die törichten Vergleiche mit Fassbinder und Kluge verteidigen können, schon gar gegen die feuilletonistischen Gerontokraten, man wird die schiere Existenz des Films als Beweis dafür nehmen, daß der deutsche Film irgendwie lebt und sich der einen oder anderen Herausforderung stellt, und man wird nicht leugnen, daß sich die einzelnen Filmemacher ziemlich genau überlegt haben, was sie machen müssen, um nicht in die überall aufgestellten Fallen zu tappen. Es ist keine cineastische Lichterkette entstanden. Und doch ist *Neues Deutschland* als ganzes symptomatisch für die Situation eines Mediums, das sich strukturell hat die Aggressivität abtrainieren lassen. Nicht daß es ein nennenswertes Publikum für einen anderen Film gäbe. Bei der sowieso nicht überwältigend gut besuchten Uraufführung während des Münchner Filmfestivals verließ ein Gutteil des Publikums bei den etwas heftigeren Szenen von Jansons *Heilige Kühe* fluchtartig das Kino. Nicht einmal das halten sie aus!

Georg Seeßlen schrieb in KONKRET 6/93 über Stephen Kings Goodwill-Horrorfilm »Stark«

Konkret 08/93, S. 60

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Fletschte, als Salomo

Die Freundin besang, ein Schäferhund rum vorm Tonstudio?

Biß in der Abbey-Road

Je ein Pitbull Paul Mc Cartneys ein Beatlesgroupie tot?

Wachte ein Dobermann über das Lied

Von Ovid?

Nicht mit einem Mastino geschweige

Mit einem Rottweiler umgab Paganini sich und seine Geige

Und Orfeus? Und die Sänger der Minne?

Sangen sie beifuß einer Beißmaschine?

Nein, sie alle wußten und wissen, daß im Namen von Vater Mutter Kind

Bluthunde für Musici keine Empfehlung sind.

Nur, du, Kunze, du hattest einen an der Glocke

Und hieltest zu dir eine deutsche Dogge,

So eine glattrasierte Bestie mit rucksackgroßem Magen und Augen, die von Zähnen erzählen,

Und ein Paar Hoden, so groß wie Tennisbälle.

Die Bestie sollte nicht beißen, drum gabst du sie in eines sozialdemokratischen Bestienerziehers gut zuredende Hand.

Doch eine Bestie wäre keine, hielte sie sich an sozialdemokratisches Rand und Band.

Die Bestie sah rot

Und biß tot.

Dein Leben lang wird kleben schwere Schuld an dir wie Harz.

Drum ists wohl, Kunze, nicht zuviel verlangt, du läßt ‘ne Spielzeit dich nicht blicken in den Charts

Von der Wochenzeitschrift »Die Zeit« erhalte ich einen Brief,

dem beiliegt ein fotokopierter DIN A4-Bogen mit diesem Text:

Horst Tomayer

Beim Schlump 24

2 HH 13

10. Juni 1993

Ich glaube nicht, daß Sie (folgt Chiffre-Nummer, d.A.) eine Gefühlvolle sind, eher eine Totalentleerte. Ludwig van Maffay und Peter Beethoven – dafür setzts vom Musiktribunal, gegen dessen Verdammnis weder festes Einkommen noch fester Wohnsitz noch feste feiern hilft, lebenslang Fickverbot. Aber Sie brauchen ja, scheint’s, eh nix vor die Dose, Sie, die Sie auf einen aus sind, der, der schrottdeutschnationalreaktionären »Welt« den Vorzug gebend gegenüber der heimische Minderheiten und ausländisches Personal verhetzenden »Bild«-Zeitung, im »Smoking« »Gummistiefel am Strand liebt«. Was geben Sie fünfhundert Mäck aus für dieses Inserat? Hä?? Warum buchen Sie für diesen Haufen Schotter nicht einen Selbstverteidigungskursus gegen sich selbst bei einem von der Kriminalpolizei als Betrüger akkreditierten Psychoinstitut? Mit siebenunddreißig schon derart angerottet – das läßt bei Ihrem Abgang auf viel Mist hoffen. Der Obige.

P.S.

Un ge heu er lich! Der Versuch, den Autor der Schelte einer Verderbten, die, wies bei Verderbten manisch Brauch, natürlich nicht entsetzt ist über ihre veröffentlichte beleidigende und nötigende Verderbtheit, sondern über deren Schelte, als

»Schmierfink« rufzumorden. Von dieser lauteren (sagen wir dem Neckar Hölderlins entstiegnen) mir unbekannten und doch mir so nahestehenden Seele soll ich mich distanzieren? Noch, Anzeigenleiter, werden die reinen Besen vom beleidigten Unrat

geschmäht, ja mit Schmerzensgeldforderungen bedroht, aber, Anzeigenleiter, ein Schiff wird kommen, und zwar mit acht Segeln und fünfzig Kanonen und wird beschießen den Strand, wo Gummistiefel geliebt werden, »Gummistiefel«, Anzeigenleiter, »geliebt«...

Zwanzigtausend Mark für Bronze, da ist scheints nichts mehr übrig für den Gedanken Wer Wen. Also daß es nicht der Föhn war, der die KZ-Häftlinge der Außenlager nach Dachau getrieben hat oder deren innere Unruhe oder irgendein drittes Geschick, sondern daß es, kunstlos schwarz auf weiß, die deutsche SS war. Aber eher verdoppelten sie ja die Summe fürs Material und zergrübelten ihr Hirn über die Interdependenz von Mahnmal und Einkaufszone und ergrauten in Sitzungen über organisatorische Fragen, als auf der Tafel in Satz zu geben: »Hier trieb im April 45 deutsche SS Häftlinge der KZ-Außenlager Kaufering und Landsberg Richtung Dachau, wobei Hunderte von ihnen umkamen.«

Konkret 08/93, S. 62

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Edzard Reuter, der Vorstandsvorsitzende von Daimler Benz, gehört (mit Frau Marion Dönhoff und Schmidt Graf Barmbek) zu den Unterzeichnern eines donnernden Manifests gegen die »Raff-Gesellschaft«. Weil man aber nicht immer nur auf andere zeigen soll, hat Reuter im eigenen Haus angefangen und den Gewinn seiner Firma in nur einem Jahr um 31,7 Prozent gesenkt. Dafür hat er sein eigenes Gehalt ein bißchen erhöht, um 13,5 Prozent, auf 1,9 Millionen Mark. Wie nennt man das, unter Kritikern der »Raff-Gesellschaft«? Lastenausgleich? Oder Solidarpakt?

Hat nicht irgendwer irgendwann irgendwo gesagt, Journalisten hätten zwar die Welt verändert, es kömme jedoch darauf an, sie verschieden zu interpretieren? »Capital Vertraulich«, ein »Informationsdienst für Capital-Abonnenten« aus dem Verlag Gruner und Jahr, hat sich das nicht zweimal sagen lassen:

Prominente bestimmen hierzulande die Börsentendenz. Erst Rolf-E. Breuer von der Deutschen Bank mit seiner Vision eines Kurs-Lochs. Anschließend Franz Steinkühler mit seinen Mercedes-Mauscheleien. Beide Persönlichkeiten sorgten dafür, daß potentielle Investoren jenseits der schwarz-rot-goldenen Grenze keine Lust auf Aktien haben. Kaum besser wirken sich auf der Titelseite der »Financial Times« die Morde von Solingen aus. Unser Optimismus für heimische Dividendenwerte zehrt von der Hoffnung, daß eines Tages doch wieder ausländische Großanleger einsteigen. Denn bisher besitzt z.B. Broker Goldmann bis auf Weru keine deutschen Aktien. Mithin können sie also auch keine verkaufen und Kursdruck auslösen. Kaufen sie also noch vor den Ausländern das deutsche Börsen-ABC: Allianz, Bayer, Commerzbank.

Noch sind Breuer, Steinkühler und die Mörder von Solingen unser Unglück, weil sie dem Ausländer die Lust auf deutsche Aktien nehmen. Und sie sind unser Glück, weil deshalb der Jude bis auf Weru noch keine deutschen Aktien hat, darum keinen Kursdruck auslösen und keine Capital-Abonnenten ins Unglück stürzen kann. Irgendwer hat das irgendwann irgendwo Dialektik genannt.

Zu geht es auf der Welt, daß man, gäbe es nicht die Herausgeber der »Frankfurter Allgemeinen«, oft nicht mehr wüßte, wo vorne und hinten ist. Die Frage etwa, warum die Deutschen keinen Wert darauf legen, daß ihre Regierenden nach Berlin umziehen, hat der Fritz Ullrich Fack mit einer finalen Rettungserklärung beantwortet wie sonst nur der Johann Georg Reißmüller die Wirren des Balkankriegs (Was waren die Serben seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Titos Jugoslawien? Sie waren »die Alleininhaber der Menschenvernichtungsmacht«). Fack also:

Sie lassen sich notfalls auch aus Honnef regieren, wenn nur die Kosten nicht zu hoch und die Amtsstuben hübsch geräumig sind. Den Deutschen ist wirklich das nationale Kreuz gebrochen.

Alle Haken ab?

Er nicht hören. Er immer wieder schreib-schreib. In »Welt an Sommtag«, jetzt. Anfangen so:

Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer, wahrlich kein neuer Gedanke. Ich wage es, den Satz auf die DDR zu übertragen und meine merkwürdig die verschrobenen Vorstellungswelten in den Menschen-Köpfen...

Redaktion sagen über Verfasser:

Lutz Rathenow, 41, 1974 wegen »staatsfeindlicher Hetze« von der Universität Jena relegiert.

Ich sagen: Wenn 1974 Rathenow nicht wegen staatsfeindlicher Hetze relegieren, sondern wegen Komma was fehlen zwischen »übertragen« und »und« in Produktion schicken, DDR heute noch geben.

Helmut Kohl wollte nicht an der Trauerfeier für die in Solingen ermordeten Türkinnen teilnehmen, weil diese Geste, für die sein Regierungssprecher das Wort »Beileidstourismus« fand, seine CDU viele Stimmen kosten würde. Derart kleinlich-parteiliche Erwägungen liegen dem Herausgeber des »Spiegel« naturgemäß ganz fern:

Ob Kanzler Kohl zu einer Trauerfeier reist oder nicht, darf dabei ... nicht zu einem Hauptproblem stilisiert werden ... Die türkische Regierung hat im eigenen Land genug zu tun. Ermahnungen an unsere Adresse sollte sie sich daher ersparen. Eine Beerdigungsregierung würde sich bei uns niemand wünschen.

Und so einen hat man mal für etwas Besseres gehalten als einen deutschen Stammtischbruder. Immer? Nein. Aber immer seltener. Denn jeder Satz läßt die Reagenz tiefer erbräunen:

Die Türken gehören einem Kulturkreis an, der mit dem unseren vor und nach Prinz Eugen nichts gemein hat.

Kulturkreis! Edlaritta, im Arsch nen Riesensplitta, jawollja!

Mann stelle sich ein EG-Europa à la Maastricht vor, in dem die Türken Dänen, Engländer, Franzosen oder Spanier werden könnten, ohne doch in den Kulturgärten dieser Länder zu wurzeln.

Nicht zu reden von der deutschen Kulturscholle, in der der Augstein wurzelt und türkische Radieschen, beim Prinz Eugen, allenfalls modern, ohne Anspruch auf Besuch einer Beerdigungsregierung, die sich bei uns niemand wünscht.

Manchmal, wenn ich mich ganz ungeliebt und verlassen fühle, kommt einer und richtet mich wieder auf:

Sehr geehrter Herr Gremliza,

der Klartext Verlag Essen plant ein Buch über das Fernsehen der sechziger Jahre. In einem text- und fotogeschichtlichen Potpourri sollen dabei TV- und Zeitgeschichte erzählt und dokumentiert werden. Es schreiben JournalistInnen, Prominente, zum Teil auch FachautorInnen... Die AutorInnen-Texte sind als Lesestückchen gedacht, voll von Erinnerungen, Anekdoten und Begebenheiten, wie sie im heutigen TV-Zeitalter mit seinem überflutenden Kanalangebot nicht mehr möglich sind. Für diesen Band würden wir uns auch einen kurzen Beitrag von Ihnen wünschen. Etwa eine pointierte Geschichte, die Ihre Erfahrung(en) mit dem relativ neuen Medium Fernsehen erzählt, mit bestimmten (Lieblings-)Sendungen und (Lieblings-)Figuren.

Mit vielem Dank und freundlichen Grüßen

Achim Nöllenheidt/Bernd Müllender

Damit ich aber nicht im Dunklen tappe und etwa Sendungen oder Serien nacherzähle, obwohl vielfach die Erinnerungen ja nur noch vage und selektiv sind, man erinnert sich gerade noch an einzelne Anekdoten, Szenen, Typen und vielleicht an den persönlichen Bezug, die Einbindung der jeweiligen Sendung in ihren Zeitkontext: Wo, wie, unter welchen Umständen habe ich die Sendung x gesehen? Das Drumherum: Vom TV-Zimmer-Design bis zum Aussehen der Mattscheibe – deshalb sagen Nöllenheidt/Müllender ganz genau, was sie von mir erwarten:

Es muß dabei nicht darum gehen, Sendungen oder Serien nachzuerzählen – vielfach sind die Erinnerungen ja nur noch vage und selektiv. Einzelne Anekdoten, Szenen, Typen können reichen. Wichtig ist der persönliche Bezug, die eigene Erinnerung, die Einbindung der jeweiligen Sendung(en) in ihren Zeitkontext: Wo, wie, unter welchen Umständen habe ich die Sendung x gesehen? Das Drumherum: Vom TV-Zimmer-Design bis zum Aussehen der Mattscheibe, von der Kommunikation mit Freunden und Bekannten bis zum Einfluß auf den Alltag.

Ja, so werd ichs machen, keine Sendung oder Serie nacherzählen – vielfach sind die Erinnerungen ja nur noch vage selektiv, Schölermann und Hollywood-Schaukel. Ein paar Anekdoten, Szenen, Typen, alles mit persönlichem Bezug, Zeitkontext, Kommunikation, TV-Zimmer-Design, Klartext. Nöllenheidt/Müllender, ich eile, ich komme...